Nachrichten der Marquisinn von Pompadour,

in welchen
die Geschichte
des französischen Hofes
in den letzten zwanzig Jahren
enthalten ist.

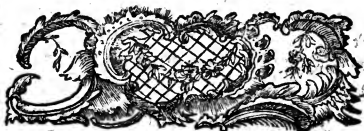
Von ihr selbst geschrieben.

Erster Theil.





Leipzig, 1767.
bey Friedrich Gotthold Jacobäern.



Vorbericht

des Herausgebers.



Hier erscheinet ein sehr wichtiges Buch: es wird diese Eigenschaft für unser Zeitalter, und noch mehr für die Nachkommenschaft behaupten. Diese Nachrichten sind nicht die Jahrbücher eines artigen verliebten Frauenzimmers, welches lange Zeit mitten an einem wollüstigen Hofe gelebt hat; sondern die Geschichte einer Regierung, welche durch ihre Staatsveränderungen, Kriege, geheime Händel, Bündnisse und Unterhandlungen merkwürdig ist, und deren Fehler selbst ein Schauspiel ausmachen, das der Staatskundigen würdig ist, weil sie viel dazu beygetragen haben, daß die Angelegenheiten von

Europa diese besondere Wendung bekommen haben.

Das Frauenzimmer, welches das Gemälde dieser Regierung mittheilt, verstand sich auch auf die geschickte Mischung der Farben.

Diejenigen, welche die Mademoiselle Poißon vor und nach ihrer Verheyrathung an den Herrn le Normand gekannt haben, wissen, daß sie viel von jener Art des Verstandes gehabt habe, welcher nur angebauet zu werden braucht, um Genie zu werden.

Der König zog sie in jenem ungestümen Alter an den Hof, welches mit Begierden angefüllt ist, und in welchem die Leidenschaften, indem sie das Herz verderben, dem Verstande mehr Spitzfindigkeit verschaffen.

Fast alle Personen, welche die Könige umgeben, sind über die ordentlichen Menschen erhaben. Sie besitzen Fähigkeit und Einsicht: Denn es hat niemals Ehrgeiz ohne eine gewisse Gattung von Verstande gegeben; und bey Hofe ist jedermann ehrgeizig.

So bald ein großer Herr eine Geliebte hat, so wenden sich die Hofleute an dieselbe. Sie suchen zuvörderst sie zu unterrichten: denn da sie sich ihres Ansehens bey dem Fürsten bedienen wollen, so müssen sie ihr von vielen Dingen einen genauen Begriff geben. Man kann sagen, daß sie ihre Einsichten aus der ersten Hand erhalte, und daß sie ihren Unterricht bey der Quelle selbst schöpfe.

Ludwig XV. vertraute der Marquisinn **von Pompadour** die wichtigsten Angelegenheiten der Krone. Wenn sie also auch nicht so viel Verstand gehabt hätte, als man zu Paris an ihr fand, so hätte sie denselben zu Versailles erlangt.

Ihre Gaben rechtfertigten sie gleichwohl vor den Augen der Welt nicht. Niemals hat eine begünstigte Geliebte mehr Murren ertragen müssen; nie ist sie mehrern Vorwürfen ausgesetzt gewesen. Man braucht nur ihre Nachrichten zu lesen: sie hatte Feinde, welche ihr die größten Laster beylegten, und ihr nicht die geringste Tugend zugestehen wollten. Die vornehmsten Beschuldigungen wider sie be-

trafen die Unordnung der Staats-Einkünfte, welche man ihrem Liebes-Verständnisse mit dem Könige zuschreibt.

Allein diejenigen, welche der Marquisinn **von Pompadour** vorgeworfen haben, daß sie **Ludwig** XV. zu einem großen Aufwande verleitet habe, haben den Aufwand vergessen, welchen die Geliebten seiner Vorfahren in der Regierung dem Staate verursacht haben.

Die Herzoginn de la Valiere brachte **Ludwig** XV. noch ehe er sie vor seine Geliebte erklärte, dahin, daß er prächtige Feyerlichkeiten anstellte, welche der Monarchie mehr kosteten, als alles Vermögen, das die Marquisinn **von Pompadour** jemals besessen hat.

Die Herzoginn **von Montespan** verleitete diesen Fürsten zu einem ungeheuren Aufwande. Diese Geliebte ließ sich in aller Pracht einer Königinn sehen: es folgte ihr sogar eine Leibwache nach.

Die Wittwe des Poeten **Scarron** trieb den Uebermuth und Stolz noch weiter: sie bewog den König sie zu heyrathen, und wurde aus

aus einer Geliebten Königinn: Eine Unanständigkeit, welche das Andenken dieses Fürsten stets verunehren wird.

Aus diesem geheimen Umgange entstand bey Hofe ein schimpfliches Verfahren, welches man der Marquisinn **von Pompadour** nicht vorwerfen kann. Alle diese Beyschläferinnen, welche dem Könige von Frankreich Kinder gebahren, besaßen so viel Eitelkeit, daß sie dieselben vor rechtmäßig erklären liessen, und sodann diese Söhne oder Töchter ihrer Liebe an Prinzen vom königlichen Geblüte vermählten; wodurch diese mit der Krone verwandten Häuser verächtlich gemacht wurden. Denn ein großer Herr kann zwar wohl ein unehliches Kind vor rechtmäßig erklären; allein es steht nicht in seiner Gewalt, das Schändliche aufzuheben, welches an der unehlichen Erzeugung der Kinder klebt. Es würde sonst daraus folgen, daß die Nachkommen von einer solchen heimlichen Frucht an dem Throne einen Anspruch machten, und daß die ärgerlichen Liebeshändel des Königs dem Laster denjenigen Glanz beylegen könnten, der nur der Tugend gebühret.

Man hat in Frankreich und in den andern Europäischen Staaten ausgestreuet, daß die Marquisinn von **Pompadour** unermeßliche Reichthümer besitze. Bey ihrem Tode ist dieser ungeheure Reichthum verschwunden: es ist nur ein prächtiger Hausrath übrig geblieben; ein äußerliches Aufsehen, welches mehr von dem Range, den sie bey Hofe hatte, als von ihrer Eitelkeit herkam. Der König, welcher sie täglich besuchte, bediente sich zugleich dieser Pracht, und theilte sie mit ihr.

Das Publicum ist beynahe allemal ein schlechter Richter über Personen, welche einen ansehnlichen Rang bey Hofe behaupten: es entscheidet ordentlich nach einigen ungewissen Reden, welche keinen andern Grund haben, als das Vorurtheil. Man hat vorgegeben, die Marquisinn **von Pompadour** besitze eine ungemessene Leidenschaft, sich Güter anzuschaffen. Wenn dieses wirklich ihre Neigung gewesen wäre; so hätte sie dieselbe sehr leicht befriedigen können: denn sie befand sich an der Quelle der Reichthümer. Der König schlug ihr nichts ab: sie konnte daher so viel Vermögen zusammen häufen, als sie nur wollte; allein das ist es eben, was sie

nicht

nicht gethan hat. Es giebt wirklich jetzt in Frankreich funfzig nichtswürdige Financiers, deren Glücksgüter den ihrigen weit überlegen sind.

Man setzte hinzu, es könne der Monarchie kein grösseres Glück begegnen, als wenn sie von dieser so begünstigten Geliebten befreyet würde. Die Marquisinn **von Pompadour** ist gestorben: befindet man sich deswegen in Frankreich besser? Hat man wohl seitdem in der französischen Regierung eine von jenen plötzlichen Veränderungen entstehen sehen, welche eine bessere Gestalt der Staatsverwaltung versprechen? Haben wohl diejenigen, welche die Gunst, in der dieses Frauenzimmer stand, als ein unüberwindliches Hinderniß der Größe von Frankreich ansahen, haben sie wohl bessere Mittel vorgeschlagen, um das Reich aus dem niedrigen Zustande zu ziehen, in welchem es sich befand? Giebt es nunmehro mehr Ordnung in dem Staate? mehr Geldmittel bey den Finanzen? mehr gute Einrichtungen? mehr kluge Wirthschaft? Nein: es herrscht noch immer die alte Unordnung in den Staats-Geschäfften. Die Schlafsucht dauret noch beständig fort.

Das Ministerium, welches vor dem Tode der Marquisinn **von Pompadour** schlief, ist noch nicht aufgewacht. Alles ist in der alten Verfassung geblieben. Es giebt Regierungen in Europa, welche keinen festgesetzten Gang haben: sie gehen entweder zu geschwinde oder zu langsam; ihre Bewegung ist entweder sehr schnell, oder läßt zu sehr nach.

Zur Zeit dieser in Gunst stehenden Geliebten gab es gar zu viele Veränderungen in dem Ministerio; jetzt, da sie nicht mehr vorhanden ist, giebt es deren ganz und gar keine, u. s. w.

Man sucht hier nicht dieser Dame eine Lob- und Trauer-Rede zu halten. Sie hatte Fehler, welche ihr die Nachkommenschaft stets vorwerfen wird. Man legte ihr die Unglücksfälle von Frankreich zur Last; sie hätte daher weichen sollen: denn man ist einer ganzen Nation Achtung schuldig, und man muß sie bis auf ihre Vorurtheile verehren. Wenn die Marquisinn **von Pompadour** patriotisch gedacht hätte: so würde sie den Hof verlassen, und sich durch diesen Abschied

schied der Gunst, welche man ihr vorwarf, würdig bezeigt haben. Allein ihre Seele war zu klein, als daß sie einen so großen Entschluß hätte fassen können. Sie besaß niemals jenen philosophischen Geist, welcher, indem er macht, daß man die stolze Hoheit verachtet, uns an den Thron verbindet, und doch zugleich über denselben erhebt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Frauenzimmer, indem es den Vorsatz faßte, ihre Nachrichten, so wie ihr Testament, aufzusetzen, zugleich entschlossen gewesen sey, dieselben wieder durchzusehen, und daß sie der Tod überrascht habe, ehe sie dieses ins Werk gesetzt hatte. Sie schrieb in der Eil abgesonderte Stücke, welche ohne Folge und Zusammenhang waren. Die Papiere, welche diese Aufsätze enthielten, waren zahlreich, zuweilen sogar weitschweifig, wie es alle Materialien sind, aus denen ein Buch geschrieben werden soll; wenn sie anders wirklich eines hat schreiben wollen.

Wir haben uns bald zur Rechten, bald zur Linken wenden, und durch ein ganzes Meer von Schriften durchbrechen müssen: dieses

dieses erforderte eine eben so lange als mühsame Arbeit.

Allem Ansehen nach hat sich die Marquisinn **von Pompadour** bey diesem Werke von irgend einem Staatsmanne, welcher die Materien verstand, helfen lassen. Dem sey wie ihm wolle, wir geben es so heraus, wie wir es in ihren eigenhändigen Handschriften gefunden haben.



Nachrich-



Nachrichten
der
Marquisinn von Pompadour.



Es ist nicht bloß die Geschichte meines Lebens, welche ich zu beschreiben unternehme; mein Vorsatz geht viel weiter: ich will versuchen, ein Gemälde des französischen Hofes unter der Regierung Ludwig des XV. mitzutheilen. Die Privat-Nachrichten einer in der höchsten Gunst stehenden Geliebten sind an sich unerheblich; allein es ist nicht gleichgültig, daß man den Charakter des Fürsten, welcher sie zu seiner Gunst erhoben hat, die geheimen Händel seiner Regierung, die Gaben der Hofleute, die Schliche der Staatsbedienten, die Absichten der Großen, die Entwürfe der Ehrgeizigen, mit einem Worte, daß man alle die verborgenen Triebfedern kennen lerne, welche die Staatskunst seiner Zeit in Bewegung gesetzt haben.

Das Publicum urtheilt selten vernünftig über dasjenige, was im Staats-Cabinet vorgeht. Es hört sagen, daß der König Kriegsheere fortrücken lasse; daß er Schlachten gewinne oder verliere: und darüber macht es Anmerkungen nach seinen besondern Vorurtheilen.

Die Geschichte ist eben nicht viel richtiger. Ueberhaupt sind die Verfasser der Jahrbücher nichts als ein Wiederhall der öffentlichen Irrthümer.

Ich bin entschlossen, diese Nachrichten bey meinem Leben nicht herauszugeben. Wenn sie aber nach meinem Tode in der Welt erscheinen: so wird die Nachwelt in denselben eine getreue Abschilderung derjenigen Staatsverwaltung finden, welche vor meinen Augen geführt worden ist. Vielleicht würden, wenn ich mich nicht zu Versailles aufgehalten hätte, die Begebenheiten unsrer Tage ein Räthsel für die Nachkommenschaft geblieben seyn. Die Vorfälle sind so verwickelt, sie widersprechen einander an so vielen Stellen, daß es unmöglich ist, bis auf ihren Grund zu kommen, wenn man nicht den Schlüssel zu denselben hat.

Die Staatsbedienten und andre Personen, welche Aemter bey Hofe verwalten, kennen nicht immer die Mittel genugsam, deren sie sich selbst bedienen, um zu gewissen Endzwecken zu gelangen. Ein Bevollmächtigter z. E. weis wohl, daß er einen Friedens-Schluß unterzeichnet; allein die Bewegungsgründe, welche den König dahin bringen, daß er dem Kriege ein Ende macht, sind ihm unbekannt.

Ein

Ein jeder Staatsverständiger macht sich ein System nach seinem Gutdünken. Die grübelnden Köpfe haben Frankreich öfters einen Vorsatz beygemessen, welchen es niemals gehabt hat. Man hat es wegen unzählicher Absichten gelobt, die doch nie einen Theil an seinem Entwurfe gehabt haben.

Der Gesandte eines gewissen Hofs sagte vor kurzem zu Versailles zu mir, daß die zween letzten deutschen Kriege, welche Frankreich so viel Blut und dreyhundert Millionen Geldes gekostet haben, ein Stück von der allerfeinsten Staatskunst dieses Jahrhunderts wären. Denn durch dieses Mittel habe der französische Hof die Macht der Königinn von Ungarn unmerklich verringert, ohne daß der übrige Theil von Europa solches beobachtet hätte. Denn, setzte er hinzu, wenn diese Krone nach dem Tode Carls VI. offenbar alle ihre Kräfte wider das Haus Oesterreich gebraucht hätte: so würde sich der ganze Europäische Staats-Körper wider sie erklärt haben; da sie hingegen dieses Haus durch unaufhörliche kleine Gefechte und einen wiederholten Verlust geschwächt hat, u. s. w.

Eine einzige Anekdote von dieser Art würde, wenn man sie in die Jahrbücher unsers Jahrhunderts einrückte, hinlänglich seyn, die ganze Geschichte zu verunstalten. Weit richtiger aber ist es, daß diejenigen, welche Frankreich während der beyden gedachten Kriege regierten, gar keine Gaben zur Regierung besaßen.

Ich werde alle kleine Umstände vermeiden, die den Staat nichts angehen. Ich beschreibe vielmehr

das

das Jahrhundert Ludwigs XV. als die Geschichte meines besondern Lebens. Die begünstigte Geliebte eines Königs gehört nur für die Zeit, in welcher dieser Fürst lebt; allein die Wahrheit gehört für alle Jahrhunderte.

Man erwarte hier eben so wenig ein umständliches Tagebuch von den Liebeshändeln Ludwigs XV. Der König hat während meines Aufenthalts zu Versailles eine Menge vorübergehender Liebesverständnisse gehabt. Er ist mit vielen Frauenspersonen umgegangen; allein diese haben an den öffentlichen Angelegenheiten keinen Antheil genommen. Ihre Regierung hat sich fast allemal in dem Bette dieses Fürsten angefangen, und auch daselbst geendigt. Diese Schwachheiten, welche der menschlichen Natur eigen sind, gehören mehr zu dem Privatleben eines Königs, als zu der öffentlichen Geschichte eines Monarchen. Ich werde manchmal davon reden; aber nur im Vorbeygehen. Von meinen Vorfahren will ich nichts sagen. Die ausnehmende Gunst, mit welcher mich Ludwig XV. beehret hat, hat mein Herkommen ganz ans Licht gezogen. Ein Monarch, welcher ein Frauenzimmer auf den höchsten Gipfel der Hoheit erhebt, entdeckt eben dadurch die schwachen Seiten ihrer Geburt. Man hat die Jahrbücher der Welt liegen lassen, um dasjenige als etwas sehr Besonderes zu betrachten, was doch fast immer in der Welt eine allgemeine Regel abgegeben hat.

Die römischen Kaiser haben oft Frauenspersonen von einem noch niedrigern Herkommen, als das meinige

meinige ist, zu ihrer Gunst erhoben; aber, ohne so weit zurück zu gehen, findet man in der Geschichte unsrer Könige eine Menge von dergleichen Beyspielen. Die Wittwe des Dichters Scarron, welche noch eine Stuffe höher als ich, auf dem französischen Throne gestiegen ist, war nicht dazu geboren, um bis dahin zu kommen. Sie war zwar die Tochter eines Edelmannes; allein der Thron steht in einer gleich weiten Entfernung, für alle Frauenspersonen, welche nicht gebohrne Prinzeßinnen sind.

Man hat einen Haufen schimpflicher Anekdoten über diejenigen ausgestreuet, denen ich das Leben schuldig bin. Ein elender ungenannter Schriftsteller hat noch mehr gethan: er hat ein ärgerliches Buch herausgegeben, dem er den Titel meiner Lebensgeschichte beygelegt hat. Der Graf von Affry schrieb mir aus Holland, daß dieses Gewächse in Großbritannien hervorgekommen sey. Es ist einmal den Engländern vorbehalten, die Ehre derjenigen Personen, welche einen vorzüglichen Rang an dem französischen Hofe behaupten, zu beschimpfen. Man sagt, daß dieses ein Recht der Leute, welche unter dieser Regierung leben, sey, um den Haß zwischen den beyden Nationen zu unterhalten.

Obgleich meine Glücksumstände mittelmäßig waren; so wurde doch meine Erziehung nicht versäumt. Man hielt mir Lehrmeister, welche mir das Tanzen, die Musik und die Kunst eine Rede mit Anmuth herzusagen, beybrachten: kleine Gaben, welche mir in der Folge zu den größten Dingen behülflich gewesen sind. Ich legte mich auch aufs Le-

sen, und las die Schriften einer gewissen Frau von Villedieu stark. Ich empfand ein ungemeines Vergnügen daran, das Gemälde zu sehen, welches sie von dem römischen Reiche macht, und zu erfahren, daß die größten Staatsveränderungen der Welt aus der Liebe entsprungen sind.

Nachdem man mir alle Eigenschaften, welche einer jungen Person von meinem Geschlechte einen Vorzug geben können, verschafft hatte, verheyrathete man mich an einen Mann, den ich nicht liebte. Auf dieses Unglück folgte ein noch größeres: nämlich, dieser Mann liebte mich. Ich nenne dieses ein Unglück: denn ich kenne kein größeres auf der Welt. Eine Frau, welche von einem Manne, den sie, ohne ihn zu lieben, geheyrathet hat, auch nicht geliebt wird, genießt wenigstens seiner Gleichgültigkeit.

Während der ersten Jahre meiner Ehe sprach man zu Paris viel von den Liebeshändeln des Königs. Seine flüchtigen verliebten Neigungen gaben allen denjenigen Frauenspersonen gewisse Rechte, welche Reizungen genug besaßen, um einen Anspruch an sein Herz machen zu können.

Der Platz einer Geliebten **Ludwigs** XV. war öfters erledigt. Alle Leidenschaften hatten zu Versailles ein Ansehen von grober Ueppigkeit. Die Liebe war immer in dieser Gegend geschwind abgenutzt, weil sie sich bloß auf den Genuß einschränkte. Der zärtliche Geschmack war von diesem Hofe verbannt, und der ganze Auftritt von Empfindlichkeit gieng in dem Bette des Fürsten vor. Oft legte sich der

Mon-

Monarch mit einem sehr verliebten Herzen zu Bette, und stieg des Morgens mit Gleichgültigkeit wieder heraus.

Diese Abschilderung machte, daß ich erschrak: denn ich gestehe, daß ich schon damals den Vorsatz gefaßt hatte, mir die Liebe dieses Fürsten zu erwerben. Ich befürchtete, ein Herz, das an vorübergehende Liebeshändel gewohnt wäre, möchte keiner anhaltenden Leidenschaft mehr fähig seyn. Ich erröthete zum voraus darüber, daß ich mich einer Neigung überlassen sollte, welche keine andre Spur hinter sich lassen würde, als eine kurze Befriedigung der Sinne. Allein mein Entschluß war einmal gefaßt.

Ich hatte den König oft zu Versailles gesehen, ohne daß er mich bemerkt hatte. Seine Blicke waren den meinigen nirgends begegnet. Meine Augen hatten ihm vieles zu sagen; allein sie konnten niemals mit ihm reden. Endlich kam ich mit dem Monarchen zu sprechen, und unterhielt ihn zum erstenmal. Es ist mir unmöglich zu sagen, was während dieser ersten Unterredung bey mir alles vorgegangen sey. Die Furcht, die Hoffnung, die Bewunderung nahmen meine Seele wechselsweise ein. Anfänglich war ich etwas verwirrt; allein der König sprach mir Muth zu. Ludwig XV. ist der leutseligste Herr seines Hofes. Wenn man mit ihm allein spricht; so thut sein Rang niemanden einen Zwang an: er ist alsdenn tausend Meilen weit vom Throne entfernet. Eine gewisse gütige und offenherzige Miene breitet sich über alle seine Hand-

lungen aus. Er weis zu vergessen, daß er König ist, damit man sich daran erinnere, daß er ein rechtschaffener Mann sey.

Unsre Unterredung hatte tausend Reizungen für mich; man gefiel mir, und ich gefiel hinwiederum. Der König hat mir seitdem gestanden, daß er mich von dieser ersten Zusammenkunft an geliebt habe. Wir wurden in derselben einig, daß wir uns insgeheim auf dem Schlosse zu Versailles sprechen wollten. Man hätte es gerne gesehen, daß ich sogleich ein Zimmer daselbst genommen hätte: man drang so gar darauf; allein ich bat mir zu erlauben, daß ich mich noch eine Zeitlang unbekannter Weise daselbst einfinden dürfte, und da der König der höflichste Mann seines Reichs ist, so gewährte er mir meine Bitte. Da ich nach Paris zurückgekommen war, erhoben sich tausend neue Bewegungen in meiner Seele. Ist nicht das menschliche Herz ein seltsames Ding! Wir empfinden die Wirkungen der Leidenschaften, deren Ursache wir nicht kennen. Ich soll es noch errathen, ob ich den König von dieser ersten Zusammenkunft an geliebt habe. Ich weis, daß ich damals sehr viel Vergnügen gefühlt habe; allein das Vergnügen ist nicht immer eine Folge der Liebe. Es bildet sich in uns eine Menge andrer Leidenschaften, welche eben dieselbe Wirkung hervorbringen können.

Unser geheimes Verständniß entzückte mich ungemein. Ich verwundre mich nicht, daß die Madame de la Valiere beym Anfange ihres verliebten Umgangs mit Ludwig dem XIV. ein lebhaftes Vergnügen

gnügen darinne gefunden habe, der ganzen Neigung dieses Fürsten allein zu genießen. Allein der König verlangte endlich von mir, daß ich auf beständig zu Versailles wohnen sollte: und ich richtete mich nach seinem Willen.

Ich erschien zum erstenmale bey Hofe. Die Bücher sind nur schwache Gemälde von demjenigen, was auf diesem Schauplatze vorgeht. Ich glaubte, Menschen von einer ganz neuen Art zu sehen: die Sitten, die Manieren, die Gebräuche, sehen denjenigen, die man sonst antrifft, nicht ähnlich. Man kleidet sich zu Versailles anders an, man drückt sich anders aus, man redet anders als zu Paris. Ein jeder Hofmann hat außer seinem besondern Charakter noch einen andern, welchen er sich selbst bildet, und unter dessen Begünstigung er alle seine Rollen spielt. In der Stadt sind die Tugenden und die Laster nur in einen kleinen Raum eingeschlossen; hier aber nehmen sie beyde einen sehr weitläuftigen Bezirk ein. Die Leidenschaften sind daselbst desto lebhafter, weil sie sich an der Quelle derjenigen Mittel befinden, durch welche sie befriedigt werden können. Der Eigennutz, von welchem sie ihre ganze Geschäfftigkeit hernehmen, ist dort in seinem Mittelpunkte. Die Gunst des Fürsten ertheilt der Seele des Hofmanns das Leben und die Bewegung: er empfängt kein andres Licht, als dasjenige, welches ihm vom Throne zufließt.

Ich merkte bald, daß ich, um auf diesem Schauplatze, auf welchem ich völlig fremd war, ein Herz zu fassen, mich vor allen Dingen bemühen müßte, die

Gaben der Schauspieler zu kennen, welche die vornehmsten Rollen auf demselben spielten.

Ich kannte den König nicht anders, als aus der Abbildung, welche man von ihm in der Welt machte: und die Welt betrügt sich fast immer, wenn von einem regierenden Fürsten die Rede ist. Die Schmeicheley legt ihm zu viele Tugenden bey, und das Mißvergnügen schreibt ihm zu viele Laster zu.

Ludwig der XV. hat von Natur viele Gaben. Sein Verstand ist lebhaft, geschäfftig und durchdringend. Er sieht mit einem Blicke die Triebfedern, welche die allerverworrensten Angelegenheiten der Staatskunst in Bewegung setzen. Er kennt die schwachen Seiten des allgemeinen Regierungs-Systems, und die Fehler einer jeden besondern Staatsverwaltung. Dieser Fürst ist mit einer edlen, grossen und schönen Seele gebohren. Er hat eine natürliche Anlage zu einem Gesetzgeber, Helden und Feldherrn; aber eine schlechte Erziehung hat bey ihm die Wirkung dieser angebohrnen Tugenden vernichtet. Der Cardinal Fleury, welcher eine gemeine Seele besaß, hatte ihn in seiner Jugend mit Kleinigkeiten zu sehr beschäfftigt; unterdessen hat doch diese Erziehung die liebenswürdigsten Eigenschaften, mit denen ein großer Herr ausgeschmückt seyn kann, in ihm nicht zerstöret. Ludwig XV. hat ein überaus gutes Herz; er ist menschlich, sanft, leutselig, mitleidig, gerecht und billig; er thut gern das Gute; er ist ein geschworner Feind von allem, was den Charakter der Ehre und Redlichkeit nicht an sich führt.

Die

Die Königinn besitzt große Tugenden: sie hat alle ihre häusliche Abwechselungen an den Fuß des Crucifixes gelegt. Weit entfernt davon, daß sie sich über ein Schicksal beklagen sollte, welches das Leben einer andern Fürstinn ganz mit Verdruß angefüllt haben würde, sieht sie es vielmehr als eine besondre Gunst des Himmels an, dem es gefällt, ihre Standhaftigkeit auf die Probe zu setzen, um sie dafür in einer andern Welt zu belohnen. Man hat niemals von ihr einen der bittern Ausdrücke gehört, welche das innere Mißvergnügen anzeigen. Sie ist immer die erste gewesen, welche die Eigenschaften des Königs erhoben, und über seine Schwachheiten den Vorhang gezogen hat. Sie hat von diesem Fürsten niemals anders, als mit Ehrfurcht und großer Hochachtung gesprochen. Es ist wohl nicht möglich, daß ein Frauenzimmer die christliche Vollkommenheit höher treiben, und in einem Range, bey welchem die geringsten Fehler die größten Tugenden auslöschen, so viele Eigenschaften so geschickt mit einander vereinigen könne.

Der Dauphin, welcher noch jung war, nahm an den öffentlichen Angelegenheiten gar keinen Antheil. Der König hatte ihm befohlen, sich in nichts zu mischen, und er schien ziemlich geneigt zu seyn, diesem Befehle zu gehorchen.

Die königlichen Prinzessinnen blieben meistentheils in ihren Zimmern, lasen viele Bücher, begaben sich manchmal auf die Jagd, speisten mit dem Könige, wenn er offne Tafel hielt, zeigten sich auf Bällen, und kehrten darauf wieder in ihre Zimmer

zurück, ohne sich um die Hof-Händel viel zu bekümmern.

Der Herzog von Orleans, welcher der erste Prinz von Geblüte war, kam fast gar nicht nach Versailles: er hatte sich völlig der Andacht ergeben, und brachte sein Leben damit zu, daß er Allmosen austheilte.

Der Prinz von Conti führte damals Krieg, und war nur darauf bedacht, Ruhm zu erwerben.

Der Prinz von Conde war noch sehr jung, und sein Vatersbruder, der Graf von Charolois, hatte sich in die üppigste Schwelgerey gestürzt.

Die andern mit der königlichen Familie verwandten Prinzen waren ziemlich von den öffentlichen Angelegenheiten getrennt: sie kamen nicht anders nach Versailles, als um einem großen Staatsrathe beyzuwohnen, oder um bey dem Aufstehen des Königs zugegen zu seyn.

Der Cardinal von Tencin behauptete einen großen Einfluß bey Hofe. Der König hatte viel Vertrauen auf ihn gesetzt, und sie arbeiteten öfters mit einander. Dieser Fürst hatte die wichtigsten Angelegenheiten der Krone den Händen dieses Prälaten übergeben. Viele Leute hielten ihn für einen großen Staatsminister. Ich habe ihn sehr wenig gekannt, und will daher nichts davon sagen; wenn ich aber an alles das Uebel gedenke, welches Richelieu, Mazarin und Fleury Frankreich verursacht haben, so kann ich mich nicht enthalten, einen Widerwillen dagegen zu bezeigen, daß Leute von diesem

Stande

Stande die Verwaltung der Staatsgeschäffte führen sollten.

Unter allen Staatsbedienten, welche damals Frankreich regierten, war der Graf von Maurepas derjenige, welcher die meisten Gaben, die meiste Geschäfftigkeit und durchdringende Einsicht besaß. Er war so lange im Staatsministerio, als Ludwig XV. auf dem Throne. Der Staat hatte ihm viele große Anstalten zu danken. Er ist es, der das Seewesen wieder in Aufnahme gebracht hat, welches sich nach dem Tode Ludwigs XIV. in einer abscheulichen Unordnung befand. Man hat mir gesagt, daß die französische Handlung in der Levante sich gänzlich von ihm herschreibe. Er arbeitete viel, und niemand hat jemals so viel ausgefertigt: sein Briefwechsel war ein Meisterstück von Genauigkeit. Ich habe viele von seinen Briefen gesehen: es ist, meiner Meinung nach, unmöglich, so viele Dinge mit so wenigen Worten zu sagen.

Die Herren von Argenson, welche eben Staatsminister geworden waren, hatten noch keinen entschiedenen Charakter. Man sagte von ihnen, daß sie Genie und Redlichkeit besäßen; allein dieses ist nicht immer hinlänglich, um diese Stelle gehörig zu verwalten. Ich habe sagen gehört, daß dazu eine Verbindung ausgesuchter Gaben gehöre, und daß, wenn die geringste unter denselben mangelt, dieses allein schon verhindert, daß man sich in dem Ministerio nicht hervorthun kann.

Der Graf von Saint-Florentin, welcher die geistlichen Angelegenheiten besorgte, hatte weder bey

Hofe noch in der Stadt viel zu bedeuten. Man hielt ihn in den geheimen Händeln von Versailles vor neutral. Dieser Minister mengte sich in nichts, was nicht zu den ihm angewiesenen Geschäfften gehörte: Da man eben kein großes Genie dazu braucht, um versiegelte königliche Befehle auszufertigen, und Priester zu verbannen: so verwaltete er seine Stelle mit aller Würde eines Ministers, welcher nur zu unterzeichnen nöthig hat.

Der General-Controlleur der Finanzen, Orry, wurde vor einen geschickten Mann gehalten, weil er viele Verordnungen, welche Geld einbrachten, zu erfinden wußte. Einige Monate nach meiner Einführung zu Versailles brachte er deren nicht weniger, als fünf und zwanzig zum Vorschein, welche zwey hundert Millionen Livres in den königlichen Schatz einbringen sollten. Man nannte ihn den großen Financier, weil er immer die Einkünfte des Königs durch die Verminderung der Staats-Einkünfte vergrößerte.

Der Prinz von Soubise besaß Einsicht und gesundes Urtheil. Er wußte viele Dinge; aber diejenigen, welche für seinen Ruhm besorgt waren, hätten gewünscht, daß er niemals Krieg führen möchte: denn die Soldaten hatten gar kein Vertrauen zu ihm. Vielleicht hatten diese hierinnen Unrecht; allein ein großer Mann, der seinem Vaterlande nützlich werden will, muß sich nach dem öffentlichen Vorurtheile bequemen.

Der Marschall von Noailles besaß noch mehr Kenntnisse. Der menschliche Verstand kann die

Untersu-

Untersuchung, welche sich auf alle Umstände und Kleinigkeiten erstreckt, unmöglich höher treiben. Die Natur hatte, indem sie ihn bildete, ihre Kräfte angestrengt. Er verstand alle Wissenschaften, welche bey der Staatsverwaltung, der bürgerlichen Regierung und dem Kriegswesen einen Einfluß haben; allein der Zusammenfluß dieser Eigenschaften gieng bey ihm nicht über das Cabinet hinaus. Da sein Gemüth an dem Tage einer Schlacht furchtsam, ungewiß und wankend war; so benahm es seinem Verstande das Vermögen gehörig zu handeln; aber als ein weitläuftiges und ausgebreitetes Genie war er der größte Mann in Europa zum Rathgeben.

Der Marschall von Belleisle war damals sehr nach dem allgemeinen Geschmacke: man sprach von ihm bey Hofe und in der Stadt. In ganz Frankreich hatte sich niemand mehr Mühe gegeben, eine unendliche Menge unnützer Sachen obenhin zu erlernen, als er. Er stellte sich, als wenn er alles von Grund aus verstünde, und er hatte die Kunst gefunden, die Leute davon zu überreden: dergestalt, daß man ganz und gar nicht wußte, daß er ein eben so schlechter Feldherr, als ein mittelmäßiger Staats-Unterhändler sey. In seinen Sitten und Manieren war viel Sanftes, und er drückte sich mit großer Leichtigkeit aus. Er war ein Hofmann, den seine Kenntnisse aufgeblasen machten: mitten durch eine gezwungene Bescheidenheit schien sein Stolz immer hervor, und ich habe nie einen eitlern Menschen gekannt.

Sein Bruder, der Ritter, wollte nicht davor angesehen seyn, daß er so viel Verstand habe: und eben dieses machte, daß er desto mehr besaß; er hatte aber, wie jener, einen ungemessenen Ehrgeiz. Er kam ums Leben, indem er die feindlichen Verschanzungen übersteigen wollte: er würde sonst, wenn er dabey glücklich gewesen wäre, den Marschallstab von Frankreich erhalten haben.

Der Herzog von Richelieu wurde noch mehr gesucht, als der Marschall von Belleisle. Der König konnte nicht ohne ihn seyn: er war bey den geheimen Abendmahlzeiten desselben zugegen, und führte die Aufsicht über alle Ergötzlichkeiten zu Versailles. Niemals hat ein Mensch mehr Geschmack besessen, um gewisse Belustigungen anzuordnen, und sie durch nichtsbedeutende Kleinigkeiten noch angenehmer zu machen. Er machte sich sehr viel zu schaffen, und bediente sich begierig aller Gelegenheiten zum Vergnügen, die sich darboten, um den König zu ergötzen. Allein es geschah nicht für den König, daß er sich so viele Mühe gab; Bewegungsgründe, die von seinem Glück und seiner Vergrößerung hergenommen waren, machten, daß er sich so geschäfftig bezeigte. In der Welt giebt es keinen Menschen, der so sehnlich nach Rang und Ehrenstellen trachtete. Ohne Gaben zum Kriege zu besitzen, hatte er doch den Vorsatz gefaßt, Marschall von Frankreich zu werden: und er suchte auch Staatsminister zu werden, ob er gleich keine einzige von den Fähigkeiten hatte, welche ihn geschickt machen konnte, diese Stelle würdig zu bekleiden.

Der

Der Graf Moritz von Sachsen war der Held von Frankreich. Man betrachtete ihn als den Schutzengel der Monarchie. Ich will von ihm an derjenigen Stelle reden, welche von der Schlacht bey Fontenoy handelt.

Der Marschall von Etrees stand in dem Rufe, ein großer General zu seyn. Ich werde seiner am gehörigen Orte gedenken.

Die meisten übrigen Hofleute waren geringe Kriegsbediente vom zweyten Range. Sie kamen vom Kriegsheere nach Versailles, und kehrten von Versailles zum Kriegsheere zurück. Alle ihre Ränke bey Hofe schränkten sich auf die Beförderung ein. Dahin gehörten die Herzoge von Grammont, von Piquigny, von Biron, von la Valiere, von Boufflers, von Luxembourg; die Marquis von Püstange, von Maubourg, von Brezee, von Langeron, von Armentieres, von Creil, von Renepont; die Grafen von Coigny, von la Mothe-Houdancourt, von Clermont, von Estrees, von Berenger; die Herren von Aumont, von Meuse, von Ayou, von Cibert, von Chersey, von Büchley, von Segür, von Fenelon, von St. Andree, von Varennes, von Monteil, von Balincourt, von la Fare, von Clermont-Tonnerre, und eine große Menge andrer, welche durch die Waffen empor zu steigen suchten.

Es gab damals sehr wenig oder fast gar kein Frauenzimmer bey Hofe, das nach dem Herzen des Königs gestrebt hätte. Die Frauenzimmer von hohem Range wollten sich nicht so weit erniedrigen,

daß

ich selbst sang und vorstellte, einen Geschmack bekam. Unsre geheimen Abendmahlzeiten vollendeten die Auszierung dieser freudenvollen Scene: der König legte sich zufrieden zu Bette und stund vergnügt wieder auf. Des andern Morgens eilte er in mein Zimmer, (wenn nicht etwan ein großer Staatsrath gehalten wurde, oder irgend eine andre außerordentliche Cärimonie vorfiel,) um daselbst, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, seine Dosin von aufgeräumtem Wesen für den ganzen Tag zu sich zu nehmen. Er ergab sich mir ganz durch denjenigen Trieb, welcher macht, daß wir diejenigen lieben, welche etwas zu unsrer Glückseligkeit beytragen. Alle in Gunst stehende Geliebten vor mir hatten nur daran gedacht, sich die Liebe des Königs zu erwerben; keine darunter hatte sich bemüht, Ludwigen zu belustigen.

Ich wurde dem Monarchen nothwendig: die Fesseln der Angewohnheit wurden täglich stärker. Ich hätte wohl gewünscht, daß unsre Verbindung von der Liebe allein wäre gestiftet worden; allein mit einem Fürsten, der an die Veränderung gewohnt ist, geht man nur so weit man es bringen kann.

Nach den ersten Augenblicken der Verwunderung, welche stets auf eine große Veränderung folgen, überließ ich mich hinwiederum gewissen Betrachtungen, welche meine Ruhe störten. Ohngeachtet der Neigung des Königs gegen mich, fürchtete ich mich doch vor seiner Unbeständigkeit. Meine Erhöhung sprach mir keinen Muth zu: denn man streuet wohl dem Götzenbilde Weyhrauch, so lange

es

es der König anbetet; aber wenn er den Altar umstürzt, so tritt es jedermann mit Füßen. Meine Furcht vermehrte sich einige Tage darauf ungemein. Denn ich fand den König, da er zum Abendessen gekommen war, weit tiefsinniger, als gewöhnlich. Anstatt jener Lustigkeit, welche ihm natürlich zu werden anfieng, war er sehr düster, sprach mit mir viel von Staatssachen, von den europäischen Angelegenheiten, und von einem Courier, den er des andern Tags zum Kriegsheere abfertigen müßte: und nach einer kurzen Unterredung verließ er mich. Dieser übereilte Abschied beunruhigte mich sehr. Es war mir nicht möglich, ein Auge zuzuschließen, und ich schrieb ihm des andern Morgens, um ihm den Zustand meines Herzens vorzustellen, folgenden Brief:

Sire!

„Die Staatskunst Ew. Majestät hat mich gestern Abends sehr bekümmert gemacht. Ich hatte „Ihnen tausend angenehme Dinge zu sagen, als „Ihre Staats-Nachrichten unsre Unterredung stör„ten. Ich habe dafür die ganze Nacht nicht ge„schlafen. Um des Himmels willen, Sire, über„lassen Sie Europa sich selbst, und erlauben Sie „mir, von dem Zustande meines Herzens mit Ihnen „zu sprechen, welches sich in einer tödtlichen Unruhe „befindet, wenn Sie mir nur eine einzige Gelegen„heit benehmen, Ihnen zu sagen, daß ich eine Liebe „gegen Sie hege, welche sich nur mit meinem Leben „endigen wird.„

Gaben der Schauspieler zu kennen, welche die vornehmsten Rollen auf demselben spielten.

Ich kannte den König nicht anders, als aus der Abbildung, welche man von ihm in der Welt machte: und die Welt betrügt sich fast immer, wenn von einem regierenden Fürsten die Rede ist. Die Schmeicheley legt ihm zu viele Tugenden bey, und das Mißvergnügen schreibt ihm zu viele Laster zu.

Ludwig der XV. hat von Natur viele Gaben. Sein Verstand ist lebhaft, geschäfftig und durchdringend. Er sieht mit einem Blicke die Triebfedern, welche die allerverworrensten Angelegenheiten der Staatskunst in Bewegung setzen. Er kennt die schwachen Seiten des allgemeinen Regierungs-Systems, und die Fehler einer jeden besondern Staatsverwaltung. Dieser Fürst ist mit einer edlen, grossen und schönen Seele gebohren. Er hat eine natürliche Anlage zu einem Gesetzgeber, Helden und Feldherrn; aber eine schlechte Erziehung hat bey ihm die Wirkung dieser angebohrnen Tugenden vernichtet. Der Cardinal Fleury, welcher eine gemeine Seele besaß, hatte ihn in seiner Jugend mit Kleinigkeiten zu sehr beschäfftigt; unterdessen hat doch diese Erziehung die liebenswürdigsten Eigenschaften, mit denen ein großer Herr ausgeschmückt seyn kann, in ihm nicht zerstöret. Ludwig XV. hat ein überaus gutes Herz; er ist menschlich, sanft, leutselig, mitleidig, gerecht und billig; er thut gern das Gute; er ist ein geschworner Feind von allem, was den Charakter der Ehre und Redlichkeit nicht an sich führt.

Die

Die Königinn besitzt große Tugenden: sie hat alle ihre häusliche Abwechselungen an den Fuß des Crucifixes gelegt. Weit entfernt davon, daß sie sich über ein Schicksal beklagen sollte, welches das Leben einer andern Fürstinn ganz mit Verdruß angefüllt haben würde, sieht sie es vielmehr als eine besondre Gunst des Himmels an, dem es gefällt, ihre Standhaftigkeit auf die Probe zu setzen, um sie dafür in einer andern Welt zu belohnen. Man hat niemals von ihr einen der bittern Ausdrücke gehört, welche das innere Mißvergnügen anzeigen. Sie ist immer die erste gewesen, welche die Eigenschaften des Königs erhoben, und über seine Schwachheiten den Vorhang gezogen hat. Sie hat von diesem Fürsten niemals anders, als mit Ehrfurcht und großer Hochachtung gesprochen. Es ist wohl nicht möglich, daß ein Frauenzimmer die christliche Vollkommenheit höher treiben, und in einem Range, bey welchem die geringsten Fehler die größten Tugenden auslöschen, so viele Eigenschaften so geschickt mit einander vereinigen könne.

Der Dauphin, welcher noch jung war, nahm an den öffentlichen Angelegenheiten gar keinen Antheil. Der König hatte ihm befohlen, sich in nichts zu mischen, und er schien ziemlich geneigt zu seyn, diesem Befehle zu gehorchen.

Die königlichen Prinzessinnen blieben meistentheils in ihren Zimmern, lasen viele Bücher, begaben sich manchmal auf die Jagd, speisten mit dem Könige, wenn er offne Tafel hielt, zeigten sich auf Bällen, und kehrten darauf wieder in ihre Zimmer

zurück, ohne sich um die Hof-Händel viel zu bekümmern.

Der Herzog von Orleans, welcher der erste Prinz von Geblüte war, kam fast gar nicht nach Versailles: er hatte sich völlig der Andacht ergeben, und brachte sein Leben damit zu, daß er Allmosen austheilte.

Der Prinz von Conti führte damals Krieg, und war nur darauf bedacht, Ruhm zu erwerben.

Der Prinz von Condé war noch sehr jung, und sein Vatersbruder, der Graf von Charolois, hatte sich in die üppigste Schwelgerey gestürzt.

Die andern mit der königlichen Familie verwandten Prinzen waren ziemlich von den öffentlichen Angelegenheiten getrennt: sie kamen nicht anders nach Versailles, als um einem großen Staatsrathe beyzuwohnen, oder um bey dem Aufstehen des Königs zugegen zu seyn.

Der Cardinal von Tencin behauptete einen großen Einfluß bey Hofe. Der König hatte viel Vertrauen auf ihn gesetzt, und sie arbeiteten öfters mit einander. Dieser Fürst hatte die wichtigsten Angelegenheiten der Krone den Händen dieses Prälaten übergeben. Viele Leute hielten ihn für einen großen Staatsminister. Ich habe ihn sehr wenig gekannt, und will daher nichts davon sagen; wenn ich aber an alles das Uebel gedenke, welches Richelieu, Mazarin und Fleury Frankreich verursacht haben, so kann ich mich nicht enthalten, einen Widerwillen dagegen zu bezeigen, daß Leute von diesem

Stande

Stande die Verwaltung der Staatsgeschäffte führen sollten.

Unter allen Staatsbedienten, welche damals Frankreich regierten, war der Graf von Maurepas derjenige, welcher die meisten Gaben, die meiste Geschäfftigkeit und durchdringende Einsicht besaß. Er war so lange im Staatsministerio, als Ludwig XV. auf dem Throne. Der Staat hatte ihm viele große Anstalten zu danken. Er ist es, der das Seewesen wieder in Aufnahme gebracht hat, welches sich nach dem Tode Ludwigs XIV. in einer abscheulichen Unordnung befand. Man hat mir gesagt, daß die französische Handlung in der Levante sich gänzlich von ihm herschreibe. Er arbeitete viel, und niemand hat jemals so viel ausgefertigt: sein Briefwechsel war ein Meisterstück von Genauigkeit. Ich habe viele von seinen Briefen gesehen: es ist, meiner Meinung nach, unmöglich, so viele Dinge mit so wenigen Worten zu sagen.

Die Herren von Argenson, welche eben Staatsminister geworden waren, hatten noch keinen entschiedenen Charakter. Man sagte von ihnen, daß sie Genie und Redlichkeit besäßen; allein dieses ist nicht immer hinlänglich, um diese Stelle gehörig zu verwalten. Ich habe sagen gehört, daß dazu eine Verbindung ausgesuchter Gaben gehöre, und daß, wenn die geringste unter denselben mangelt, dieses allein schon verhindert, daß man sich in dem Ministerio nicht hervorthun kann.

Der Graf von Saint-Florentin, welcher die geistlichen Angelegenheiten besorgte, hatte weder bey

Hofe noch in der Stadt viel zu bedeuten. Man hielt ihn in den geheimen Händeln von Versailles vor neutral. Dieser Minister mengte sich in nichts, was nicht zu den ihm angewiesenen Geschäfften gehörte. Da man eben kein großes Genie dazu braucht, um versiegelte königliche Befehle auszufertigen, und Priester zu verbannen: so verwaltete er seine Stelle mit aller Würde eines Ministers, welcher nur zu unterzeichnen nöthig hat.

Der General-Controlleur der Finanzen, Orry, wurde vor einen geschickten Mann gehalten, weil er viele Verordnungen, welche Geld einbrachten, zu erfinden wußte. Einige Monate nach meiner Einführung zu Versailles brachte er deren nicht weniger, als fünf und zwanzig zum Vorschein, welche zwey hundert Millionen Livres in den königlichen Schatz einbringen sollten. Man nannte ihn den großen Financier, weil er immer die Einkünfte des Königs durch die Verminderung der Staats-Einkünfte vergrößerte.

Der Prinz von Soubise besaß Einsicht und gesundes Urtheil. Er wußte viele Dinge; aber diejenigen, welche für seinen Ruhm besorgt waren, hätten gewünscht, daß er niemals Krieg führen möchte: denn die Soldaten hatten gar kein Vertrauen zu ihm. Vielleicht hatten diese hierinnen Unrecht; allein ein großer Mann, der seinem Vaterlande nützlich werden will, muß sich nach dem öffentlichen Vorurtheile bequemen.

Der Marschall von Noailles besaß noch mehr Kenntnisse. Der menschliche Verstand kann die Untersu-

Untersuchung, welche sich auf alle Umstände und Kleinigkeiten erstreckt, unmöglich höher treiben. Die Natur hatte, indem sie ihn bildete, ihre Kräfte angestrengt. Er verstand alle Wissenschaften, welche bey der Staatsverwaltung, der bürgerlichen Regierung und dem Kriegswesen einen Einfluß haben; allein der Zusammenfluß dieser Eigenschaften gieng bey ihm nicht über das Cabinet hinaus. Da sein Gemüth an dem Tage einer Schlacht furchtsam, ungewiß und wankend war; so benahm es seinem Verstande das Vermögen gehörig zu handeln; aber als ein weitläuftiges und ausgebreitetes Genie war er der größte Mann in Europa zum Rathgeben.

Der Marschall von Belleisle war damals sehr nach dem allgemeinen Geschmacke: man sprach von ihm bey Hofe und in der Stadt. In ganz Frankreich hatte sich niemand mehr Mühe gegeben, eine unendliche Menge unnützer Sachen obenhin zu erlernen, als er. Er stellte sich, als wenn er alles von Grund aus verstünde, und er hatte die Kunst gefunden, die Leute davon zu überreden: dergestalt, daß man ganz und gar nicht wußte, daß er ein eben so schlechter Feldherr, als ein mittelmäßiger Staats-Unterhändler sey. In seinen Sitten und Manieren war viel Sanftes, und er drückte sich mit großer Leichtigkeit aus. Er war ein Hofmann, den seine Kenntnisse aufgeblasen machten: mitten durch eine gezwungene Bescheidenheit schien sein Stolz immer hervor, und ich habe nie einen eitlern Menschen gekannt.

Sein

Sein Bruder, der Ritter, wollte nicht davor angesehen seyn, daß er so viel Verstand habe: und eben dieses machte, daß er desto mehr besaß; er hatte aber, wie jener, einen ungemessenen Ehrgeiz. Er kam ums Leben, indem er die feindlichen Verschanzungen übersteigen wollte: er würde sonst, wenn er dabey glücklich gewesen wäre, den Marschallstab von Frankreich erhalten haben.

Der Herzog von Richelieu wurde noch mehr gesucht, als der Marschall von Belleisle. Der König konnte nicht ohne ihn seyn: er war bey den geheimen Abendmahlzeiten desselben zugegen, und führte die Aufsicht über alle Ergötzlichkeiten zu Versailles. Niemals hat ein Mensch mehr Geschmack besessen, um gewisse Belustigungen anzuordnen, und sie durch nichtsbedeutende Kleinigkeiten noch angenehmer zu machen. Er machte sich sehr viel zu schaffen, und bediente sich begierig aller Gelegenheiten zum Vergnügen, die sich darboten, um den König zu ergötzen. Allein es geschah nicht für den König, daß er sich so viele Mühe gab; Bewegungsgründe, die von seinem Glück und seiner Vergrößerung hergenommen waren, machten, daß er sich so geschäfftig bezeigte. In der Welt giebt es keinen Menschen, der so sehnlich nach Rang und Ehrenstellen trachtete. Ohne Gaben zum Kriege zu besitzen, hatte er doch den Vorsatz gefaßt, Marschall von Frankreich zu werden: und er suchte auch Staatsminister zu werden, ob er gleich keine einzige von den Fähigkeiten hatte, welche ihn geschickt machen konnte, diese Stelle würdig zu bekleiden.

Der Graf Moritz von Sachsen war der Held von Frankreich. Man betrachtete ihn als den Schutzengel der Monarchie. Ich will von ihm an derjenigen Stelle reden, welche von der Schlacht bey Fontenoy handelt.

Der Marschall von Etrees stand in dem Rufe, ein großer General zu seyn. Ich werde seiner am gehörigen Orte gedenken.

Die meisten übrigen Hofleute waren geringe Kriegsbediente vom zweyten Range. Sie kamen vom Kriegsheere nach Versailles, und kehrten von Versailles zum Kriegsheere zurück. Alle ihre Ränke bey Hofe schränkten sich auf die Beförderung ein. Dahin gehörten die Herzoge von Grammont, von Piquigny, von Biron, von la Valiere, von Boufflers, von Luxembourg; die Marquis von Püstange, von Maubourg, von Brezee, von Langeron, von Armentieres, von Creil, von Renepont; die Grafen von Coigny, von la Mothe-Houdancourt, von Clermont, von Estrees, von Berenger; die Herren von Aumont, von Meuse, von Ayou, von Cibert, von Chersey, von Bückley, von Segür, von Fenelon, von St. Andree, von Varennes, von Monteil, von Balincourt, von la Fare, von Clermont-Tonnerre, und eine große Menge andrer, welche durch die Waffen empor zu steigen suchten.

Es gab damals sehr wenig oder fast gar kein Frauenzimmer bey Hofe, das nach dem Herzen des Königs gestrebt hätte. Die Frauenzimmer von hohem Range wollten sich nicht so weit erniedrigen,

daß

daß sie der Gegenstand einer flüchtigen Liebe geworden wären: und die andern, welche nach dieser Gunst strebten, hatten weder Schönheit noch Annehmlichkeiten genug, um dazu zu gelangen. Nur das Pariser Frauenzimmer wandte deswegen viele Künste an. Viele von denselben waren bey jeder offenen Tafel zugegen, und versäumten keine einzige Jagdlust des Königs. Sie liefen ihm vom Morgen bis auf den Abend nach; dieses war aber gerade das Mittel, sein Herz nicht zu erreichen.

Ich suchte mich auf dem Schauplatze zu befestigen, auf welchen mich das Glück erhoben hatte. Der König war so oft bey mir, als es ihm die Angelegenheiten der Krone erlaubten. Er ließ seine Hoheit an der Thür zurück, und kam ohne den prächtigen Aufzug in mein Zimmer, der ihn anderswo begleitet. Ich gab mir Mühe, das Temperament dieses Fürsten kennen zu lernen.

Ludwig XV. ist von Natur sehr düsterer Gemüthsart. Seine Seele ist in eine dicke Nacht eingewickelt. Ein trauriges Temperament macht, daß er im Schooße der Ergötzlichkeiten selbst ein unglückliches Leben führt. Es giebt Augenblicke, da seine Schwermuth so hoch steigt, daß ihn nichts aus diesem schmachtenden Zustande herausziehen kann. Alsdenn wird ihm die Last des Lebens unerträglich. Der Genuß eines schönen Frauenzimmers kann zwar seine Langeweile auf einige Zeit zerstreuen; allein er hebt dieselbe nicht auf; vielmehr ist dieser Monarch nach einem solchen Besitze nur noch mehr zur Traurigkeit geneigt.

Das

Das Leben dieses Fürsten wird noch von einem andern Unglück begleitet: die Religion ist bey ihm in einem beständigen Streite mit seinen Leidenschaften. Wenn ihn auf der einen Seite die Ergötzungen fortreißen, so halten ihn auf der andern Seite die Gewissensbisse zurück. Diese unaufhörliche widrige Bewegungen machen ihn zum unglücklichsten Manne seines Königreichs.

Ich begriff, daß die Liebe allein das Temperament des Königs nicht verändern könne. Ich suchte ihn daher durch die Reizungen eines angewöhnten Umgangs zu fesseln: denn dieser ist für die Menschen ein weit stärkeres Band, als die Leidenschaften. Die Geschichte gab mir davon an der Person seines Ur-Groß-Vaters ein Beyspiel an die Hand. **Ludwig** XIV. war so sehr an die Madame von **Maintenon** gewöhnt, daß weiter kein andres Frauenzimmer auf ihn einen Eindruck machen konnte. Und obgleich damals der Hof mit berühmten Schönheiten angefüllt war; so wußte ihn doch die Wittwe des Poeten **Scarron**, welche schon in einem Alter war, in welchem man den Mannspersonen keine Leidenschaften mehr einflößt, durch die Bande der Angewohnheit so genau an sich zu bevestigen, daß diese Bezauberung bis zum Grabe fortwährte.

Ich errichtete eine Kette von Ergötzlichkeiten, welche, indem sie ununterbrochen auf einander folgten, **Ludwigen** seinem Temperamente entrissen, und ihn verhinderten, mit sich selbst allein zu seyn. Ich machte, daß er an der Musik, am Tanze, an der Comödie und an den kleinen Opern, in welchen

ich

ich selbst sang und vorstellte, einen Geschmack bekam. Unsre geheimen Abendmahlzeiten vollendeten die Auszierung dieser freudenvollen Scene: der König legte sich zufrieden zu Bette und stund vergnügt wieder auf. Des andern Morgens eilte er in mein Zimmer, (wenn nicht etwan ein großer Staatsrath gehalten wurde, oder irgend eine andre außerordentliche Cärimonie vorfiel,) um daselbst, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, seine Dosin von aufgeräumtem Wesen für den ganzen Tag zu sich zu nehmen. Er ergab sich mir ganz durch denjenigen Trieb, welcher macht, daß wir diejenigen lieben, welche etwas zu unsrer Glückseligkeit beytragen. Alle in Gunst stehende Geliebten vor mir hatten nur daran gedacht, sich die Liebe des Königs zu erwerben; keine darunter hatte sich bemüht, Ludwigen zu belustigen.

Ich wurde dem Monarchen nothwendig: die Fesseln der Angewohnheit wurden täglich stärker. Ich hätte wohl gewünscht, daß unsre Verbindung von der Liebe allein wäre gestiftet worden; allein mit einem Fürsten, der an die Veränderung gewohnt ist, geht man nur so weit man es bringen kann.

Nach den ersten Augenblicken der Verwunderung, welche stets auf eine große Veränderung folgen, überließ ich mich hinwiederum gewissen Betrachtungen, welche meine Ruhe störten. Ohngeachtet der Neigung des Königs gegen mich, fürchtete ich mich doch vor seiner Unbeständigkeit. Meine Erhöhung sprach mir keinen Muth zu: denn man streuet wohl dem Götzenbilde Weyhrauch, so lange

es

es der König anbetet; aber wenn er den Altar umstürzt, so tritt es jedermann mit Füßen. Meine Furcht vermehrte sich einige Tage darauf ungemein. Denn ich fand den König, da er zum Abendessen gekommen war, weit tiefsinniger, als gewöhnlich. Anstatt jener Lustigkeit, welche ihm natürlich zu werden anfieng, war er sehr düster, sprach mit mir viel von Staatssachen, von den europäischen Angelegenheiten, und von einem Courier, den er des andern Tags zum Kriegsheere abfertigen müßte: und nach einer kurzen Unterredung verließ er mich. Dieser übereilte Abschied beunruhigte mich sehr. Es war mir nicht möglich, ein Auge zuzuschließen, und ich schrieb ihm des andern Morgens, um ihm den Zustand meines Herzens vorzustellen, folgenden Brief:

Sire!

„Die Staatskunst Ew. Majestät hat mich gestern Abends sehr bekümmert gemacht. Ich hatte Ihnen tausend angenehme Dinge zu sagen, als Ihre Staats-Nachrichten unsre Unterredung störten. Ich habe dafür die ganze Nacht nicht geschlafen. Um des Himmels willen, Sire, überlassen Sie Europa sich selbst, und erlauben Sie mir, von dem Zustande meines Herzens mit Ihnen zu sprechen, welches sich in einer tödtlichen Unruhe befindet, wenn Sie mir nur eine einzige Gelegenheit benehmen, Ihnen zu sagen, daß ich eine Liebe gegen Sie hege, welche sich nur mit meinem Leben endigen wird.„

Nachdem der König meinen Brief gelesen hatte, kam er selbst in mein Zimmer, um mir Muth zuzusprechen. Er war weit aufgeräumter, als gewöhnlich: ich habe ihn nie so liebenswürdig gesehen. Da mir der Monarch bereits die Laufbahn der grossen Begebenheiten, welche damals Europa beunruhigten, eröffnet hatte: so wollte ich bis auf den Grund dieser großen Geheimnisse dringen. Ich verstand kein Wort von der Staatskunst. Man sagt, daß die Englischen Damen alle Morgen auf ihrem Nachttische ein öffentliches Blatt finden, welches sie von den europäischen Angelegenheiten unterrichtet; allein wir Französinnen finden auf unserm Nachttische nur Schminke.

Ich wandte mich an den Marschall von Belle-isle. „Mein Herr, sagte ich zu ihm, ich bitte Sie, erklären Sie mir, was denn Ihre Staatskunst ist, von welcher hier jedermann vom Morgen bis auf den Abend spricht.„ Er antwortete mir lächelnd: „ich fürchte sehr, Madame, ich möchte Sie eine „Wissenschaft lehren, welche vielen Leuten schädlich werden könnte.„ Unterdessen redete mir doch der alte Hofmann von Lehrgebäuden vor, und unterhielt mich von den Mitteln, deren sich ein Staat bedienen muß, um sich zu vergrößern.

Nachdem ich ihm lange genug zugehört hatte, schloß ich daraus, ob ich gleich noch neu bey Hofe war, daß diese Wissenschaft weder Grundsätzen, noch allgemeinen Regeln unterworfen werden könne, weil sie gänzlich von der Zeit, dem Orte, und den Umständen abhängt:

abhängt: und weil diese fast immer selbst ihren Ursprung vom Ohngefähr hernehmen.

Ich las die Geschichte unsrer Regierung, damit ich die vorhergehenden Staatsverwaltungen recht genau kennen möchte. Allein ich schöpfte diese Kenntniß nicht aus den Büchern: denn diese habe ich stets als die Quelle der Irrthümer angesehen; sondern aus den handschriftlichen Urkunden, welche mir der König selbst darreichte. Auf diese Art sah ich die Mißbräuche der verflossenen Zeit, und entdeckte sie in ihrer Quelle selbst.

Man wußte bey Hofe und in der Stadt, daß die verliebten Neigungen Ludwigs XV. sehr leicht vorübergiengen. Daher machte man seinen Geliebten die Aufwartung nicht sehr regelmäßig. Oft legte sich eine Dame, welcher der König mit vorzüglicher Achtung begegnete, im Besitze seiner Gunst nieder, und stand in Ungnade auf. Man bediente sich der Geliebten des Königs, um erledigte Bedienungen und flüchtige Gnadenbezeigungen zu erhalten; aber zu den großen Entwürfen des Ehrgeizes setzte man andre Triebfedern in Bewegung, als die Fürsprache einer Geliebten.

Während der ersten Monate meiner Gunst bey dem Könige lebte ich fast ganz allein. Der Herzog von Richelieu war der einzige Herr, welcher mich in den Stunden, da der König nicht in mein Zimmer kam, besuchte. Als ich aber auf Befehl des Monarchen in der Welt unter dem Namen der Marquisinn von Pompadour erschien; und als mir dieser Fürst häufig öffentliche Proben von seiner

Achtung gab: da änderten sich die Dinge. Es entstanden bey Hofe und in der Stadt zwo große Parteyen. Die eine wurde vom Neide, und die andre vom Ehrgeize unterhalten. Die erstre verlästerte mich durch tausend beißende Reden, und die andre erhob mich durch schmeichelhafte Ausdrücke. Diese handelte aus dem Bewegungsgrunde, sich zu vergrößern; jene aber aus Unvermögen, in welchem sie zu seyn glaubte, groß werden zu können. Gleichwohl vereinigten sich beyde Parteyen darinne, daß sie mich um Gnadenbezeigungen baten.

Ich nahm mich der einen Partey sowohl, als der andern bey dem Fürsten an. So wie ich aber jemanden zu einer ansehnlichen Stelle erhob, oder ihn mit Wohlthaten überhäufte, so machte ich einen Undankbaren, und zog mir hundert Feinde zu. Endlich vereinigte sich das ganze Königreich darinne, mir seine Ergebenheit zu bezeigen: denn Ludwig XV. fuhr fort, sehr häufig bey mir zu seyn. Diejenigen, welche mein Herkommen am meisten verkleinert hatten, erklärten sich vor meine Anverwandten. Ich werde den Brief niemals vergessen, welchen ich zu Versailles von einem Edelmanne aus einem der ältesten Häuser in der Provence erhielt, in welchem er sich folgendergestalt ausdrückte:

Meine liebe Muhme!

„Ich wußte nicht, daß ich mit Ihnen verwandt „sey, bis auf die Zeit, da Sie der König zur Mar-„quisinn von Pompadour ernannt hat. Alsdenn „aber bewies mir ein geschickter Genealogiste, daß

„Ihr

„Ihr Ur-Groß-Vater mit meinem Vater im vier-
„ten Grade Vetter gewesen sey. Sie sehen hieraus,
„meine liebe Muhme, daß die Anverwandtschaft
„zwischen uns ganz ausgemacht ist. Wenn Sie es
„verlangen, so will ich Ihnen den Stammbaum
„von unsrer Verwandtschaft schicken, damit Sie ihn
„dem Könige vorlegen können.

„Uebrigens wünschte mein Sohn, Ihr Vetter,
„welcher seit einigen Jahren mit Ruhm in Kriegs-
„diensten steht, ein Regiment zu haben. Da er sich
„nicht Hoffnung machen kann, dasselbe durch seinen
„Rang zu erhalten: so bitte ich Sie, es bey dem
„Könige für ihn als eine Gnade zu begehren.„

Ich antwortete ihm folgendergestalt:

Mein Herr!

„Ich werde mich der ersten bequemen Gelegen-
„heit, welche sich zeigen wird, bedienen, um den Kö-
„nig zu bitten, daß er Ihrem Sohne das Regi-
„ment, welches Sie verlangen, ertheilen möge. Ich
„muß Sie aber auch meiner Seits um eine Gnade
„bitten, nämlich, daß Sie mir erlauben, daß ich
„nicht die Ehre haben darf, Ihre Anverwandtinn zu
„seyn. Ich habe Familien-Ursachen, welche mich
„verhindern zu glauben, daß meine Vorfahren mit
„den alten Geschlechtern des Königreichs sollten
„verbunden gewesen seyn.„

Ich würde die Hälfte von Frankreich schaamroth
machen, wenn ich hier alle mit Niederträchtigkeit
und Unterwürfigkeit angefüllte Briefe beybringen

wollte, welche ich von den vornehmsten Familien des Königreichs erhalten habe. Eine Prinzessinn schrieb mir einmal in folgenden Ausdrücken:

Meine liebe Freundinn!

„Ich bitte Sie, von dem Könige für den Hrn. „Armand M . . ., einen ehemaligen Verwalter, „dessen Glück ich gern befördern möchte, eine Stelle „unter den General-Pächtern zu begehren. Wenn „Sie mir diese Gnade bewilligen, so werde ich Ih„nen dafür eine Verbindlichkeit haben, welche sich „nur mit meinem Leben endigen wird. Ich bin mit „aller möglichen Achtung,

Meine liebe Freundinn,

Ihre unterthänige Dienerinn.

Unterdessen wollte mich der Neid, welcher sich in der Maaße vermehrte, wie mir der König vor dem andern Frauenzimmer des Hofs den Vorzug gab, wegen aller Begebenheiten dieser Zeit zur Rechenschaft ziehen. Man hat seitdem öfters in der Welt gesagt, ich wäre die Ursache von allen Unglücksfällen Frankreichs. Wenn diese Beschuldigung gegründet seyn sollte, so müßte die Monarchie zu der Zeit, da mich der König nach Versailles rief, in einem blühenden Zustande gewesen seyn; allein es fehlte sehr viel daran, daß sie sich in demselben befunden hätte. Das Uebel hatte einen weit ältern Ursprung. Frankreich that, indem es unter seinen Unglücksfällen erlag, nichts anders, als daß es sein Schicksal erfüllte. Man muß die neuere Staats-

verwaltung

verwaltung dieses Reichs als eine Reihe von Unglücksfällen betrachten, welche die vorhergehende Regierung hervorbringen mußte.

Ludwig XIV. hatte bey seinem Tode das Königreich in einer abscheulichen Unordnung gelassen; die Staats-Schulden waren unendlich groß, und der Credit der Nation war gänzlich verloren. Es gab also in dem Staate ein Uebel, welches flüchtige Heilungsmittel nicht heben konnten. Ludwig der Große hatte dem Throne ein prächtiges Ansehen gegeben, durch welches das Volk in Armuth war gestürzt worden. Die Könige, seine Vorfahren, hatten sich daran begnügt, den allgemeinen Reichthum zu verwalten; er aber machte sich zum Eigenthümer von demselben. Der Schatz der Nation gehörte ihm zu; alle Finanzen waren in seinen Händen, und er hatte die Einkünfte der Krone weit über alles Verhältniß derselben gegen den Staat erhöhet. In drey Jahren kam alles baare Geld von Frankreich in seinen Schatz. Seine Pracht hatte seinen Unterthanen die Art gelehrt, sich durch übermäßigen Aufwand arm zu machen.

Der Herzog von Orleans, welcher nach Ludwig XIV. den Staat regierte, vermehrte die Verwirrung, anstatt die Ordnung wieder herzustellen. Er ersann ein System der Finanzen, welches sie vollends zu Grunde richtete. Alle Reichthümer der Monarchie bekamen andre Besitzer. Man verlor selbst die Spur des baaren Geldes: die Ausländer führten einen Theil desselben zum Lande hinaus; und die Wechselbriefhändler im Reiche . . argen den

andern Theil. Seitdem war es nicht mehr möglich, eine Art von Staatsverwaltung zu erdenken, welche die Uebel hätte aufhalten können, von denen man seit der Stiftung der Monarchie gar kein Beyspiel hatte. Dieser öffentliche Umsturz verursachte einen andern in allen Zweigen der allgemeinen Kräfte des Staats. Der Ackerbau, die Handelschaft, die Künste und der allgemeine Fleiß litten darunter, und leiden noch dadurch. Denn ich habe es von sehr geschickten Männern gehört, daß das gedachte System viele Systeme des Unvermögens im Staate hervorgebracht habe.

Der Cardinal von Fleury, welcher nach ihm kam, richtete vollends alles zu Grunde. Er allein hat Frankreich mehr Uebel verursacht, als alle diejenigen, welche vor ihm gesucht hatten, es ins Verderben zu stürzen. Seine Eigenschaften waren die Ordnung, die sparsame Wirthschaft und die Mäßigung: Tugenden, welche an einer Privatperson vortrefflich sind: welche aber bey einem Staatsmanne oft zu großen Fehlern werden. Er häufte Thaler auf Thaler, und bildete sich ein, daß, wenn nur der König reich wäre, so würde der Staat aufhören, arm zu seyn. Er vermehrte die Güter der Krone auf Kosten des Unterhalts des Volks. Dieser Mann, der ganz Sparsamkeit war, ließ, um haushälterisch zu seyn, auch das Seewesen eingehen, das ist, er benahm Frankreich das einzige Mittel, welches ihm noch übrig war, um sich wieder aufzuhelfen.

Nach dem Tode des Fleury bekam die Staatsverwaltung keine bessere Gestalt. Frankreich hatte keinen Minister, welcher fähig gewesen wäre, die Mißbräuche zu verbessern. Diejenigen, denen man die Regierungs-Geschäffte übergab, suchten die rechte Verwaltung derselben überall, und fanden sie nirgends. Ein sehr geschickter Mann, der mich bisweilen zu Versailles besuchte, hat mir gesagt, daß, wenn man nach dem Tode des gedachten Cardinals auch einen Engel im Ministerio gebraucht hätte, er doch der Krone keine großen Dienste würde haben leisten können. Er setzte hinzu, daß der allerfähigste Staatsbediente doch weiter nichts hätte thun können, als die Materialien zu einer bessern Staatsverwaltung zuzubereiten. Er fand sechs Haupt-Fehler in der Regierung, und er sagte, daß man, um sie zu verbessern, die ganze Verfassung des Staats umschmelzen müßte.

Man hat sich auch darüber beklagt, daß ich die Quelle aller Gnadenbezeigungen wäre, und daß ich in dem Königreiche über alles nach Belieben schaltete. Zu dieser Abschilderung hat man noch hinzugefügt, daß die Angewohnheit, in welche ich den König versetzt hätte, mit mir umzugehen, ihm das Gesetz auferlegt habe, mir nichts abzuschlagen. Hierauf antworte ich, daß dieses ein nothwendiges Uebel ist, unter welchem die unumschränkten Regierungsarten ordentlich erliegen. Die Monarchen brauchen einen Vertrauten oder eine Geliebte, und der Günstling verursacht dem Staate fast immer mehr Schaden, als die begünstigte Geliebte. Ein

Mann hat ordentlich gewisse ehrgeizige Absichten, welche ein Frauenzimmer nicht hegt. Jener sucht sich die Gunst des Fürsten durch alle Mittel zu Nutzen zu machen, welche ihn zu dem höchsten Glücke erheben können. Er eignet sich die öffentlichen Einkünfte zu, bemächtigt sich der vornehmsten Bedienungen des Staats, und ertheilt seinen Anverwandten oder seinen Creaturen diejenigen, welche er nicht für sich selbst behält. Dieses stiftet eine allgemeine Veränderung in der Regierung. Ein solcher Mann macht auch Entwürfe zu seiner Größe und Erhöhung, welche Personen von unserm Geschlechte nicht wohl haben können.

Ich habe in den Jahrbüchern unsrer Monarchie gelesen, daß **Richelieu** Frankreich durch seinen Ehrgeiz ins Verderben gebracht habe. Dieser Günstling **Ludwigs** XIII. opferte alles der Begierde auf, allein groß auf dem Schauplatze von Frankreich zu erscheinen. Er schnitt die Nerven der politischen Gewalt aller Stände, welche einige Macht hatten, ab. Er vernichtete die Vorzüge des Adels, welche allein dem Despotismus unsrer Könige die Waage halten konnten, und schadete dadurch Frankreich mehr, als die Geliebten der Könige niemals thun werden.

Mazarin, dieser zweyte Günstling, hatte ein Kriegsheer in seinem Solde, und führte in eigner Person mit dem Staate Krieg. Er ließ die Prinzen vom Geblüte gefangen setzen, und erregte Unruhen und Zänkereyen, welche das ganze Staats-Gebäude dieser Zeit über den Haufen warfen. Er bemächtigte

mächtigte sich des öffentlichen Schatzes: fast alles Geld des Königreichs befand sich in seinem Kasten. Er verkaufte die vornehmsten Bedienungen der Krone. Wenn der König Geld brauchte; so war er genöthigt, sich an ihn zu wenden. So hat man in unsern Tagen gesehen, daß der G... von B... der Günstling des K... von P... einen so ungeheuren Aufwand gemacht hat, daß derselbe den Aufwand seines Herrn weit überstieg.

Es giebt gegenwärtig verschiedne Herzoge in dem Königreiche *), welche Frankreich daran erinnern, daß seine Könige Günstlinge gehabt haben. Marigni, mein Bruder, hat weder einen großen Rang, noch vorzügliche Ehrenstellen: er besitzt kein ausnehmendes Glück. Er wird bey seinem Tode gar keine Spur von der besondern Gunst hinterlassen, mit welcher mich Ludwig XV. beehret hat.

Man hat mich zu gleicher Zeit beschuldigt, daß ich Leute in das Ministerium gesetzt habe, deren kleine und seichte Gaben sich zu den öffentlichen Angelegenheiten nicht schickten. Aber woher hätte ich denn andre in Frankreich nehmen sollen? Man möchte fast sagen, daß der menschliche Verstand bey uns schwächer geworden sey.

Der französische Adel, dem an der öffentlichen Staatsverwaltung am meisten gelegen ist, legt sich auf gar nichts. Er bringt sein Leben im Müßiggange, in der Weichlichkeit und Verschwendung zu. Die Staatskunst ist ihm so unbekannt, als das Cameralwesen

*) Die Herzoge von Richelieu, von Mazarin, und von Fleury.

meralwesen und die Hauswirthschaft. Ein Edelmann jagt entweder sein ganzes Leben hindurch auf seinen Gütern, oder geht nach Paris, um sich daselbst mit einem Mägdchen aus der Oper zu Grunde zu richten. Diejenigen unter dem Adel, welche Ehrgeiz genug besitzen, um bis ins Ministerium zu bringen, haben kein andres Verdienst, als daß sie sich geheimer Künste und Ränke bedienen. Wenn man ihnen den Weg verrennt, und andre an ihre Stelle setzt, so sehen sie diese Anstalt der Regierung als eine Wirkung von dem Vorurtheile des Fürsten an.

Es scheint, die Zeiten geschickter französischer Staatsbedienten seyen vorbey. Ich suchte vergebens in dem Königreiche einen Colbert oder Louvois; ich habe nur solche Minister, wie Chamillard und Dübois war, gefunden. Man sieht sich genöthigt, alle Zweige der Regierung ausgemachten Financiers, d. i. Leuten ohne Fähigkeit, welche nur das einzige verstehen, wie sie den Staat plündern sollen, anzuvertrauen.

Meine Feinde haben auch vorgegeben, ich brächte den König dahin, daß er seine Minister gar zu oft verändere. Allein ich bin es nicht, der man die Erfindung von dieser Veränderung zuschreiben muß. Ehe ich mich noch bey Hofe befand, saßen die Staatsbedienten in ihren Stellen nicht fester. Man setzte und schuf deren täglich neue: auch dieses ist vielleicht ein nothwendiges Uebel in Frankreich. Ehe diese Herren in ihre Bedienungen gesetzt werden, ist nichts so schön, als der Plan ihrer Staatsverwaltung: sie haben Mittel in Bereitschaft, um alle Mißbräuche

zu

zu verbessern; sie wissen, wo das Uebel steckt, und kennen die Hülfsmittel dagegen; kaum aber haben sie die Regierung in den Händen, so verderben sie alles durch ihre Ungeschicklichkeit. Kaum denken sie an das öffentliche Unglück. Die einzige Angelegenheit, mit welcher sie sich beschäfftigen, ist ihr besondres Glück. Der ehrgeizige Wunsch, Premier-Minister zu werden, bemächtigt sich ihrer. Diese Begierde, mit welcher sie Tag und Nacht eingenommen sind, läßt in ihrem Verstande keinen Platz übrig, um an die Monarchie zu denken. Eine zehnjährige Staatsverwaltung in Frankreich macht einen Minister unumschränkt: er wird der Pacha der Monarchie: sein geringster Wille ist ein Befehl, dem man sich nicht widersetzen darf. Der türkische Kaiser ist nicht despotischer zu Constantinopel, als ein Staats-Secretär ist, welcher zehn Jahre zu Versailles zugebracht hat.

In eben einer solchen Verfassung befindet sich auch der Kriegsstand. Der französische Adel hat, ob er gleich tapfer und muthig ist, gar keine Gaben zum Kriege. Die Mühseligkeiten und Arbeiten, welche mit demselben verbunden sind, benehmen ihm bald die Lust daran. Frankreich hat keine Kriegs-Schule *): man wird Oberster, ehe man Officier ist, und vom Obersten bis zur Feldherren-Stelle giebt es keinen andern Unterschied, als die Zeit. Wenn man zween Franzosen wählt, um die Kriegsheere in Flandern oder in Deutschland anzuführen:

*) Die königl. Kriegs-Schule nahm, als dieses geschrieben wurde, kaum ihren Anfang.

führen: so erhebt sich sogleich der Neid zwischen ihnen, und sie stürzen den Staat durch ihre Zwistigkeiten und Privat-Händel ins Unglück. Unterdessen machen sich die Feinde ihre Uneinigkeit zu Nutze, und führen ihre kriegerische Entwürfe immer weiter aus. In dem letzten Kriege, welchen der König ausgehalten hat, mußte er sich, zur Sicherheit seiner Krone, auf zween Ausländer verlassen. Wäre der Marschall von Sachsen und der Graf von Löwendahl nicht gewesen, so hätten die Feinde von Frankreich vielleicht Paris belagert.

Man irrt sich, wenn man glaubt, daß ein Frauenzimmer, welches bey einem Fürsten in Gunst steht, ungeschickter Minister und schlechter Generale nöthig habe, um sich darinne zu erhalten. Die Unfähigkeit verdirbt alles, und taugt zu nichts. Die Staatsfehler löschen, indem sie den Ruhm des Fürsten verdunkeln, zugleich den Glanz der Geliebten aus. Ich kann wohl sagen, daß der meiste Kummer, den ich während meines Aufenthalts bey Hofe ausgestanden habe, aus dieser Quelle entsprungen ist. Nach jeder Eroberung, welche unsre Feinde machten, war der König viele Tage hindurch traurig und tiefsinnig: und obgleich dieser Fürst ungemein höflich ist, und niemals ein hartes Wort aus seinem Munde kommt; so machte doch alsdenn sein verdrüßliches Wesen mein Leben sehr mißvergnügt.

Ich habe niemals einen Minister gesetzt, noch den König vermocht, einem seiner Unterthanen die Anführung seiner Kriegsheere zu geben, ohne daß ich vorher eine gewisse Ueberzeugung von seinen

Gaben

Gaben und von seinen durchgängig erkannten Verdiensten gehabt hätte. Die Großen sagten mir darüber viel Verbindliches vor, und der König selbst, der ihnen die Bedienungen gegeben hatte, wünschte mir Glück dazu. Jedermann war damals über ihre Fähigkeit einig.

Ich muß hier von den Unruhen reden, welche den Hof damals in Bewegung setzten, als mir der König ein Zimmer zu Versailles ertheilte. Die Begebenheiten jener Zeit gehören in den Plan dieser Nachrichten. Ohne diese Menge Vorfälle, welche sich damals zutrugen, und welche mir der König erzählte, würde ich vielleicht niemals auf einen so hohen Grad der Gunst gelangt seyn. Denn es sind allemal die untergeordneten Ursachen, welche die Begebenheiten dieser Welt regieren.

Seit dem Jahre 1741 war Frankreich in Waffen. Man schlug sich in Italien, in Flandern und in Deutschland herum. Carl VI. der letzte männliche Abkömmling des Hauses Oesterreich hatte eine von den ehrgeizigen Absichten, denen der Tod selbst keine Gränzen setzt. Er wollte sich selbst überleben, und seiner Macht noch über das Grab hinaus eine Dauer verschaffen.

Dieser Fürst hatte, nachdem er große Staaten mit einander vereinigt hatte, seiner Familie über dieselben von den vornehmsten europäischen Mächten die Gewährleistung zuwege gebracht. Die wenigen Kräfte, welche es damals in Europa gab, hatten die christlichen Fürsten zu dieser Schwachheit bewogen. Italien war gänzlich unvermögend; alle

kleine

kleine Staaten des Reichs befanden sich in einer politischen Sklaverey, und die großen Nordischen Häuser waren nicht mehr frey. Nach dem Tode dieses Fürsten aber fieng jedermann an, sich wieder zu erholen: alles drang nunmehro auf seine Rechte.

Der Churfürst von Bayern verlangte einen Theil von der Erbschaft des Kaisers; August, König von Polen, bewies seine Rechte an dieselbe; der König von Spanien machte gleichfalls seine Anforderungen. Man fand sogar zwo pragmatische Sanctionen: die eine, welche die Güter des Hauses Oesterreich an diejenige Erzherzoginn überließ, welche an den König von Polen vermählt war; die andre, welche dieselben der ältesten Tochter Carls VI. Maria Theresia, versicherte. So viele besondre von einander getrennte Gerechtsame mußten nothwendig einen allgemeinen Krieg erregen. Allein dieser fieng von einer Seite an, von welcher es die Staatskunst niemals vermuthet hätte.

Der König von Preußen, welcher beynahe der einzige in Europa war, welcher keine Anforderungen an die Erbschaft des Hauses Oesterreich hatte, brachte deren ebenfalls hervor. Während daß die andern Manifeste schrieben, machte er Eroberungen. Seine Kriegsvölker drangen in die schönste Provinz der Erbländer der Königinn von Ungarn ein, und bemächtigten sich derselben. Die Krone war in dem Brandenburgischen Hause noch ganz neu. Der Kaiser Leopold war der erste gewesen, welcher demselben den Titel Majestät beygelegt hatte; allein dieser Ehrenname hatte die Größe desselben nicht

sonderlich

sonderlich vermehrt. Der König von Preußen behauptete fast gar keine Stelle in Europa; und seine Anforderungen auf die Güter des Oesterreichischen Nachlasses waren solche, wie sie eine bloße Privatperson vorbringen kann. Er verlangte einige Herzogthümer zurück, welche sein Haus ehemals durch einen Kauf besessen hatte. Allein er bemächtigte sich Schlesiens als ein großer Fürst.

Man hat mir gesagt, daß Maria Theresia im Begriff gewesen wäre unterzuliegen, als ihre eignen Feinde sie unterstützten. Eben diese Ungarn, welche seit einigen Jahrhunderten gesucht hatten, dieses Haus zu zerstören, strengten damals alle ihre Kräfte an, um es aufrecht zu erhalten.

Der Herzog von Belleisle hat mir gesagt, daß diese große Veränderung in unsrer politischen Welt durch einige lateinische Worte gestiftet worden sey, welche diese Fürstinn zu ihnen gesagt hatte *): denn, setzte er hinzu, wenn die Ungarn diese Fürstinn verlassen hätten, so wäre vielleicht jetzt von dem Hause Oesterreich gar nicht mehr die Rede **).

Ludwig XV. verband sich mit dem Könige in Preußen, um den Churfürsten von Bayern auf den Kaiser-Thron zu setzen. Außer der Veränderung, welche diese Wahl im Norden stiftete, sagte auch der

König,

*) Sie hatte sie in lateinischer Sprache angeredet.

**) Nicht das Latein, sondern der kleine Prinz, der jetzige Kaiser, den die Königinn auf ihren Armen hielt, und den Ungarn empfohl, machte bey ihnen den meisten Eindruck. [Der Uebersetzer.]

König, daß sich das Haus Bourbon dadurch einer alten Schuld gegen Bayern entledigte.

Wenn die Dankbarkeit einigen Einfluß in das Verhalten der großen Herren hätte, so könnte man in der That glauben, Frankreich habe deswegen die Waffen ergriffen, damit es die Verbindlichkeiten abtragen möchte, die es den bayrischen Churfürsten hatte, als welche von jeher Bundsgenossen dieser Krone gewesen sind, und für dieselbe großen Verlust erlitten haben.

Das Haus Bourbon vereinigte sich mit dem brandenburgischen Hause, um die Erbschaft Carls des VI. zu schwächen. Außerdem bekam auch Frankreich dadurch einen viel vermögendern Einfluß in Deutschland, wenn ein Prinz aus dem bayerischen Hause den kaiserlichen Thron bestieg.

Man hat öffentlich vorgegeben, der König von Preußen habe anfänglich Marien Theresien, unter der Bedingung, daß sie ihm Nieder-Schlesien überlassen möchte, Geld und Kriegsvölker angeboten, um ihre Rechte gegen die andern Mächte zu unterstützen. Hätte sie darein gewilligt, so würden die europäischen Angelegenheiten eine andre Wendung bekommen haben. Allein, so viel ich seit meinem Aufenthalte zu Versailles gemerkt habe, bieten die Fürsten öfters Dinge an, welche sie zu geben keine Lust haben. Der Marschall von Noailles nennt dieses politische Compliments.

Friedrich war seiner Sache gewiß: und die Fürsten begehren dasjenige selten von andern, was sie durch sich selbst erlangen können. Das österreichische

chische Haus war nicht im Stande, sich dem Einbruche in Schlesien zu widersetzen. Es war nichts in Bereitschaft, um demselben vorzubeugen. Es war daher unmöglich, daß sich Frankreich nicht für den preußischen Monarchen sollte erklärt haben. In der That schlossen sie ein Bündniß mit einander, und um demselben noch mehr Gewicht zu geben, wurde der König von Polen mit hinein gezogen, welcher damals nicht glaubte, daß seine Staaten dereinst von eben diesem Friedrich würden gewaltsam überzogen werden.

Diese Verbindung war der Grund von vielen andern. Churpfalz, Spanien und Italien kamen mit in diesen Plan. Man hatte die Absicht, Parma, Placenz und das Mayländische dem Don Philipp zu geben.

Alle Staats-Unterhandlungen in Deutschland wurden dem Marschall von Belleisle aufgetragen; der arme Churfürst von Bayern, welchen man zum Kaiser machen wollte, hatte nicht Geld genug, um sechs Regimenter zu errichten. Man mußte ihm zu dem Kriege, welchen man unternehmen wollte, alles an die Hand geben, und ihn, so zu reden, vom Kopf bis auf die Füße bewaffnen. Frankreich machte ihn zu seinem General-Lieutenant in Deutschland. Solchergestalt wurde der Nachfolger der Kaiser ein untergeordneter Kriegsbedienter des Hauses Bourbon: und diesem zu Folge schickte man ihm ein Kriegsheer, um dasselbe anzuführen.

Unterdessen aber, daß sich eine Partey erhob, um das Haus Oesterreich zu Grunde zu richten, ent-

stand eine andre, welche den Umsturz desselben verhüten wollte. Holland und England, deren gemeinschaftlicher Vortheil es verlangt, daß es in Deutschland eine Macht gebe, welche sich den Entwürfen von Versailles entgegen setzen könne, rüsteten sich schon, um in Deutschland Krieg zu führen; noch zur Zeit aber schickten sie nur dem Hause Oesterreich Geld zu.

Prag wurde eingenommen; der Churfürst von Bayern zum Könige von Böhmen, und kurz darauf zum Kaiser ausgerufen. Der Marschall von Belleisle war derjenige, der ihm zuerst diesen leztern Titel gab. Auf diese Art vergab ein Unterthan des Königs von Frankreich einen Thron, der ehemals selbst alle Reiche der Welt vergeben hatte.

Eben dieser Marschall hat mir seitdem gesagt, daß der Hof von Versailles zu sehr geeilt habe: und daß man den Krieg an derjenigen Stelle angefangen habe, an welcher man ihn hätte endigen sollen. Die Kriegsheere des Königs von Frankreich und des Churfürsten von Bayern, welche sich mit den sächsischen Kriegsvölkern vereinigten, waren doch nicht zahlreich genug, um die Länder zu besetzen, deren man sich bemächtigen mußte.

Die Eroberer giengen immer weiter vor sich hinaus, ohne jemals zurück zu sehen. Der Marschall von Belleisle, welcher zum voraus sah, daß die Siege selbst Niederlagen verursachen würden, wurde unpäßlich. Er bat, daß er das Kriegsheer verlassen dürfte. Man schickte ihm den Marschall von Broglio zum Nachfolger, welcher kaum den Zu-

stand

stand der Sachen untersucht hatte, als er schon die Ursache der Krankheit des Marschall von Belleisle errieth. Da sich sechs Jahre darauf beyde Feldherren in meinem Zimmer befanden, sagte der leztre zu dem erstern, indem er von dieser Sache sprach: „Mein Herr Marschall, Sie spielten mir damals „einen garstigen Streich.„

Die Ungarn ersetzten die Niederlagen ihrer Königinn wiederum. Kenner der Sache haben mit seitdem versichert, daß man zwar Fußvolk genug geschickt, aber die Reiterey vergessen habe, welche der nothwendigste Theil eines Kriegsheers in Deutschland ist.

Der König von Preußen, welcher von ferne die nachtheiligen Veränderungen seiner Bundsgenossen sah, dachte nur daran, sich dieselben zu Nutze zu machen. Er hatte Eroberungen gemacht, welche er mit dem Verluste dererjenigen, die ihm geholfen hatten, dieselben zu machen, nicht vermengt wissen wollte. Allein er hatte noch einen entscheidenden Sieg nöthig, um sich dem Hause Oesterreich furchtbar zu machen, mit welchem er schon damals einen Vergleich zu treffen suchte. Er lieferte die Schlacht bey Czaslau, und gewann sie. Nach diesem Siege nahm er weiter nichts vor, und kurze Zeit darauf schloß er mit Marien Theresien seinen besondern Frieden. Hierauf war für Frankreich alles verloren. Die Posten, welche die Franzosen besetzt hatten, die Lebensmittel, die Magazine wurden ihnen entrissen, und die Krankheiten richteten vollends die übrigen Kriegsvölker zu Grunde.

Die französischen Feldherren entdeckten damals den Charakter des Königs von Preußen. Der Marschall von Belleisle hat mir oft gesagt, er habe sich in seiner Denkungsart nicht betrogen; allein er habe sich darauf verlassen, daß der glückliche Fortgang der französischen Waffen in Deutschland ihn zwingen würde, der Krone getreu zu verbleiben. Dieses ist so richtig, setzte er hinzu, daß ich beym ersten Gerüchte von unsern Unglücksfällen, zu dem Marschall von Broglio sagte: „Der König von Preußen wird „uns abtrünnig werden.„

Einer von den Artikeln seines Friedensschlusses mit Oesterreich war dieser, daß er dem Bündnisse mit dem Hause Bourbon entsagen wollte: mithin wurden die französischen Kriegsvölker allein aufgeopfert. Dieses war, wie mir vor einiger Zeit ein geschickter Mann gesagt hat, der Fehler des Staats-Raths zu Versailles, welcher, anstatt ein ansehnliches Kriegsheer nach Deutschland zu schicken, um den Feinden auf allen Seiten die Spitze zu bieten, kleine Armeen dahin gesandt hatte, von denen eine nach der andern aus Schwäche zu Grunde gegangen war.

Der Kaiser, welcher von Frankreich schlechte Hülfe bekam, floh vor seinen Feinden. Er verließ seine Hauptstadt, und begab sich in Sicherheit, wohin er nur konnte. Sein Schicksal war desto mehr zu beklagen, da ihn sein Rang von der höchsten Stufe der Erhöhung, auf welche das Glück jemals einen Sterblichen gesetzt hat, herunter zu stürzen im Begriff war.

Unter allen Demüthigungen, welche er ausstand, war dieses die allergrößte, daß er sich genöthigt sah, eben dieselbe Königinn von Ungarn, welche seine Feindinn war, um Gnade zu bitten. Er ließ ihr vorschlagen, daß er seinen Ehrgeiz auf die Kaiser-Krone einschränken, und von allen seinen Ansprüchen auf die Güter des Hauses Oesterreich ablassen wollte.

Allein die Angelegenheiten der Maria Theresia befanden sich in einer viel zu guten Verfassung, als daß sie auf diese Vorschläge mit Mäßigung geantwortet hätte. Sie begegnete dem Kaiser beynahe als einem Rebellen, und ließ ihm melden, daß der einzige Zufluchtort, wo er für seine Person in Deutschland sicher seyn könnte, die Reichs-Länder, ausgenommen Bayern, wären.

England hatte sich in der Nothwendigkeit befunden, friedfertig zu seyn. Maillebois hatte Georg den II. mit einem ansehnlichen Kriegsheere genöthigt, einen Neutralitäts-Traktat zu unterzeichnen, und die Holländer befanden sich in solchen Umständen, daß sie sich in die deutschen Angelegenheiten nicht mischen konnten.

Robert Walpole, welcher damals Großbritannien regierte, liebte den Frieden, weil er gar keine Fähigkeit besaß, um Krieg führen zu können. Ein jeder Staatsbedienter in Europa, (wie mir ein Mann von vielem Verstande, den ich oft zu Versailles gesprochen habe, gezeigt hat,) hat seine besondern Gaben, auf deren Seite er die allgemeinen Geschäffte wendet. Der eben gedachte Minister hatte

dieses zu seinem Staats-Lehrgebäude gemacht, daß die Macht von Großbritannien in der Handelschaft bestehe, und daß eine solche Nation die Belagerungen und Schlachten sorgfältig vermeiden müsse.

Der König hat mir mehrere Briefe gezeigt, welche dieser Minister an den Cardinal Fleury geschrieben hat. Er drückte sich in denselben folgendergestalt aus:

„Ich nehme es auf mich, sagte er, das Parlament friedfertig zu machen; verhindern Sie Ihrer Seits, daß die Nation nicht kriegerisch sey: denn ein Minister in England kann nicht alles thun, rc.“

In einem andern Briefe sagte er:

„Es kostet mir viele Mühe, diese Leute zu verhindern, daß sie sich nicht herumschlagen: nicht, als wenn sie auf den Krieg so sehr erpicht wären; sondern deswegen, weil ich zum Frieden geneigt bin. Denn unsre englische Staatskundige müssen beständige Scharmützel liefern, es mag nun auf dem Felde des Mars, oder auf den Bänken von Westmünster geschehen.“

In einem dritten Briefe schrieb er folgendergestalt:

„Ich bezahle der Hälfte des Parlaments Jahrgelder, um es in den friedfertigen Schranken zu erhalten; allein, da der König nicht Geld genug hat, und da diejenigen, welchen ich kein Geld gebe, sich offenbar für den Krieg erklären: so wäre es dienlich, daß mir Ew. Eminenz drey Millionen Li-

„vres übermachten, um damit die Stimmen dererje-„nigen zu verringern, welche am stärksten schreyen. „Das Gold ist hier ein Metall, welches das gar zu „kriegerische Blut dämpfen kann. Es giebt in dem „Parlamente keinen so ungestümen Krieger, den ein „Jahrgeld von zweytausend Livres nicht sehr fried-„fertig machen sollte. Sie müßten weder mehr „noch weniger Hülfsgelder an andre Mächte bezah-„len, um das Gleichgewicht zu erhalten, wenn Eng-„land den Krieg erklären sollte; ohne noch zu ge-„denken, daß der Erfolg des Krieges ungewiß ist; „anstatt daß Sie, wenn Sie mir das gedachte Geld „schicken, den Frieden aus der ersten Hand kau-„fen, ꝛc. ꝛc.„

Allein Walpole wurde genöthigt, die Stelle eines Ministers niederzulegen, und darauf vereinigte sich Großbritannien mit dem Hause Oesterreich. Es führte bereits mit Spanien Krieg. Die Engländer schickten ein ansehnliches Kriegsheer nach Flandern, ehe noch der Hof von Versailles darauf bedacht gewesen war, seine Festungen gehörig zu besetzen. Es stand in ihrer Gewalt, in Frankreich einzudringen, und die Nachkommenschaft wird immer in der Unwissenheit bleiben, warum sie es nicht gethan haben. Ein großbritannischer Gesandter hat mir seitdem zu Versailles gesagt, daß es dazumal gar zu viele Mißvergnügte unter dem Kriegsheere gegeben, und daß man diesen Einbruch ausdrücklich deswegen nicht vorgenommen habe, um derjenigen Partey nicht Recht zu geben, welche stets behauptet hatte, das einzige Mittel zur Wiederherstellung des Gleich-

gewichts in Deutschland sey dieses, daß man über die Gränzen von Flandern eindringe. Solchergestalt, setzte dieser Gesandte als eine Betrachtung hinzu, wird unsre Regierungsform, welche vor eine der am besten eingerichteten in Europa gehalten wird, den besondern Vortheilen aufgeopfert.

Prag, diese Stadt, auf welche Frankreich alle seine Hoffnungen gegründet hatte, sollte beynahe schon verlassen werden. Aus derselben nahm der Marschall von Belleisle einige Zeit nachher jenen schönen Rückzug vor, von welchem er mir seitdem alle Tage seines Lebens vorgeredet hat: denn dieser Alte war sehr eitel. Er sagte, daß dieses die schönste kriegerische Unternehmung des jetzigen Jahrhunderts sey.

Ganz Europa war damals in unruhigen Besorgnissen. Italien hatte die Waffen ergriffen, um eine Freyheit zu vertheidigen, welche es nicht mehr besaß. Der Pabst selbst, wie man mir gesagt hat, unterzeichnete Traktate, welche dazu dienten, den Krieg zu begünstigen.

Dem Ansehen nach sorgte man für das Gleichgewicht von Europa; aber eigentlich suchten alle Staaten nur ein Mittel, Frankreich geheime Streiche beyzubringen.

Der Cardinal von Fleury, welcher damals bereits todt war, hatte den Krieg gescheuet; allein er hatte den Frieden nicht kräftig genug gewollt. Dieser Mann, der sehr alt war, hatte seit einigen Jahren träumerische Einfälle: und seine Anhänger hielten diese Einfälle vor seine Staats-Streiche.

Es

Es giebt Leute in Frankreich, welche seine gute Ordnung und kluge Wirthschaft sehr gerühmt haben, die doch nichts andres als die Wirkung seiner Filzigkeit waren. Er war so knickericht, daß er sich niemals hatte überwinden können, sich einen anständigen Hausrath anzuschaffen. Alle Angelegenheiten von Frankreich hatten daher ein Ansehen von Geiz und Sparsamkeit.

Nach seinem Tode wurde der König sein eigner Herr: denn bis dahin war Ludwig nur die zweyte Person im Staate gewesen; allein dieser Monarch änderte nichts an der Einrichtung der allgemeinen Geschäffte. Die alten Fehler wurden immerfort begangen. Ein Mann, der an den öffentlichen Angelegenheiten Antheil hatte, und mit dem Hofe in Verbindung stand, sagte mir vor nicht gar langer Zeit, man hätte damals sagen mögen, der Cardinal lebte noch nach seinem Tode. Man schickte aus Sparsamkeit kleine Kriegsheere nach Deutschland, welche eben so wie die vorhergehenden, zu Grunde giengen. Die Holländer hatten sich endlich, nach vielen Bitten und Drohungen, wider Frankreich erkläret.

Ich habe von einem geschickten Manne, welcher die Staatskunst einer jeden Regierung kannte, gehört, daß die Holländer zwo Maximen hätten, welche sie niemals verließen. Die erste derselben schreibt ihnen vor, in denjenigen Kriegen, welche sich zwischen den großen Mächten erheben, neutral zu verbleiben, damit sie die ganze Handelschaft von Europa an sich ziehen mögen. Die zwote Maxime will, daß sie die Zeit in Acht nehmen, da Frankreich von

seinen Feinden beynahe unterdrückt ist, um sich ebenfalls wider dasselbe zu erklären. Ohne Zweifel geschah es nach dieser letztern Staats-Regel, daß sie ihre Kriegsvölker zu den englischen stoßen ließen, und den Feldzug eröffneten. Nach dieser letztern Verbindung, welche sowohl zum Angriffe als zur Vertheidigung geschlossen war, befand sich ganz Europa in den Waffen.

Deutschland, Holland, Flandern, Piemont, so wie das übrige Italien, alles war mit Soldaten angefüllt. Der Graf d'Argenson hat ausgerechnet, daß damals in Europa neunmal hunderttausend Menschen unter den Waffen gewesen sind, welche bereit waren, einander zu erwürgen, ohne daß die allgemeine Staatskunst die Ursache davon angeben konnte. Frankreich insonderheit verringerte ohne den geringsten Nutzen seine Bevölkerung, und zernichtete seine Einkünfte. Denn was war uns endlich daran gelegen, sagte mir einmal hierüber ein sehr geschickter Staatsmann, daß ein Churfürst von Bayern Kaiser, und ein Don Philipp Herzog von Parma wurde? Ich werde niemals dasjenige vergessen, was ich über diese Materie bey Voltairen gelesen habe: „Es war dieses, sagt er, ein Spiel, „welches die Fürsten von einem Ende Europens bis „zum andern spielten: indem sie mit ziemlicher „Gleichheit das Blut und die Schätze ihrer Völker „daran wagten, und das Glück lange Zeit durch „schöne Thaten, Fehler und Einbußen, die einander „wechselsweise aufhoben, im Gleichgewichte zu erhalten suchten.„

Man

Man muß hiebey noch bemerken, daß während der Zeit, da auf allen Seiten Gefechte geliefert wurden, der Krieg noch nicht einmal erklärt war: man brachte sich einander als Hülfsvölker um.

Carl VII. welcher die Ursache von dieser allgemeinen Feuersbrunst war, hatte weder Staaten noch Unterthanen mehr. Man machte ihm sogar den Kaiser-Titel streitig, das einzige Gut, welches ihm noch übrig geblieben war: und man erklärte in ganz Deutschland, daß seine Wahl nichtig sey. Er sah sich genöthigt, in seiner eignen Sache die Neutralität zu ergreifen. Dieser einzige Schritt hätte den deutschen Krieg endigen sollen; allein ich habe seitdem durch meine eigne Erfahrung befunden, daß die Fürsten nicht eben nach einem zusammenhängenden Plane Krieg führen, sondern wegen einer gewissen Einrichtung der untergeordneten Ursachen, deren Bewegung sie folgen.

Die großen französischen Kriegsheere in Deutschland hatten sich zurückgezogen; die meisten Soldaten, welche man daselbst gelassen hatte, waren zu Kriegsgefangnen gemacht worden. Der Marschall von Noailles hat mir mehrmals gesagt, daß dieser deutsche Krieg unter allen Staatsfehlern, welche man seit tausend Jahren in Europa begangen habe, der größte gewesen sey.

Indem ich die Geschichte dieser Zeit las, habe ich bemerkt, daß der König von Sardinien unter allen Fürsten, welche damals Krieg führten, der einzige gewesen sey, der ein gegründetes Recht hatte, solches zu thun. Man wollte in der Nähe seiner

Staa-

Staaten einen Prinzen aus dem Hause Bourbon vestsetzen, welcher, wenn er sich einmal niedergelassen hätte, ihm sehr beschwerlich gefallen seyn würde. Er verband sich daher mit den Feinden von Frankreich, um sich von einem schädlichen Nachbar zu befreyen. Vom Anfange dieses Kriegs an hatte dieser Fürst dem Hause Oesterreich Hülfsvölker gegeben: er schloß auch ein Bündniß mit demselben. England gab ihm Geld, um die Kosten der Schlachten tragen zu können; allein die Königinn von Ungarn strengte ihre Kräfte noch mehr an: sie überließ ihm einen kleinen Staat, der ihr nicht zugehörte *).

Frankreich erklärte im Jahre 1744 England und dem Hause Oesterreich den Krieg. Auf diese Kriegserklärung folgte ein großer Entwurf: man schlug dem Prinzen Eduard, dem Sohne des Prätendenten vor, den Thron seiner Varfahren wieder zu besteigen.

Dieser Prinz war ein junger, dreister, tapferer und muthiger Herr, dem die Zeit zu Rom sehr lang wurde, und der vor Begierde brannte, sich herumzuschlagen.

Das Haus Stuard ist so unglücklich, daß ich nicht weis, ob ganz Europa im Stande seyn würde, es in die Rechte seiner Familie wieder einzusetzen. Es giebt, ich weis nicht was vor ein schlimmes Verhängniß, das einmal mit diesem Namen verbunden ist. Frank-

*) Das Marquisat Final, welches den Genuesern zugehörte.

Frankreich machte zum Besten dieses Prinzen Zurüstungen, und leistete ihm allen denjenigen Beystand, welchen die damalige Lage der öffentlichen Geschäffte erlaubte; aber alles schlug fehl. Ich fragte eines Tages, lange nach dieser Begebenheit, den König, ob es wirklich seine Absicht gewesen sey, den Prätendenten auf den großbritannischen Thron zu setzen? Er gab mir darauf zur Antwort, weder er, noch sein Staats-Rath hätten jemals geglaubt, daß sich dieses ausführen lasse; diese Wiedereinsetzung hänge von einer Menge untergeordneten Ursachen ab, deren Lauf die Staatskunst nicht mehr aufhalten könnte. Der Marschall von Noailles sagte eines Tages in meiner Gegenwart zum Könige: „Sire, wenn Ew. Majestät zu London die „Messe hätten lesen lassen wollen, so hätten Sie ein „Kriegsheer von dreymal hunderttausend Mann „hinschicken müssen, um den Priester bey derselben „zu bedienen.„

Unterdessen gieng der junge Eduard, welcher sehr begierig war, der Welt etwas von sich zu reden zu geben, zu Schiffe. Er sah von ferne ein Königreich, über welches ihn das Schicksal und die Staatskunst zu regieren verhinderten. Ein Sturm widersetzte sich seiner Landung, und seine Flotte wurde zerstreuet; gleichwohl wollte der ungestüme Prätendent, den Winden zum Trotz, auf dieser Insel aussteigen, und sich allein mit ganz England herumschlagen. Man versicherte zu Versailles, daß er eine große Partey zu London habe: und nach dieser Meynung

nung hatte man den ganzen Entwurf dieser Unternehmung gemacht.

Als ich mich vor kurzem bey dem Marschall von Belleisle befand, und er einige Schriften in seinem Cabinet suchte, stellte er mir ein Papier mit den Worten zu: „Hier, Madame, lesen Sie dieses: das „ist ein Brief, welcher uns viele Millionen kostet, „die ins Meer gefallen sind. Er ist von einer Par„tey Britten, welche man in England Jacobiten „nennt, an den französischen Hof gerichtet worden.„ Der Brief war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

„Das Tabernakel (Sacrament-Häuschen) ist „fertig; das heil. Sacrament darf nur erscheinen: „wir werden ihm mit dem Kreuze entgegen gehen. „Die Procession wird zahlreich seyn; allein da un„sre Leute hier schwergläubig sind, so brauchen wir „Soldaten und Waffen: denn das System der „Transsubstantiation kann heut zu Tage nicht an„ders, als durch das schwere Geschütze in England „eingeführt werden. Verlassen Sie sich auf uns: „wir werden alles thun, was nöthig seyn wird, und „wir können Ihnen zum voraus versichern, daß un„sre Partey nach der Landung nichts mehr als die „Worte nöthig haben wird auszusprechen: Ite, „missa est.„

Zwey und zwanzig Personen, darunter jetzt viele einen ansehnlichen Rang in England einnehmen, hatten diesen Brief unterschrieben. Der Marschall ließ mich einige Zeit darauf einen andern lesen, welcher folgenden Innhalts war:

„Man

„Man mag sagen was man will, so ist diese „Unternehmung nicht schwer, und die Landung ist „leicht. Alles begünstigt die große Staatsverän„derung: die Religion giebt dabey den wenigsten „Vortheil; sondern die Staatskunst wird alles thun. „Der Hannoveraner ist gar nicht beliebt: er plagt „die Engländer unaufhörlich. Von der einen Seite „sucht er unumschränkt zu werden, und von der an„dern will er sie ihres Geldes berauben.„

Nachdem die Landung in England mißlungen war, gab man sich in Italien neuerdings viele Mühe, um den Don Philipp hineinzubringen. Der König von Sardinien, welcher den Schlüssel zu den Alpen hat, widersetzte sich dieser Absicht. Der Prinz von Conti aber hatte es über sich genommen, mit Gewalt über die Alpen einzubrechen. Dieses war beynahe so viel als Gott bekriegen, welcher die beyden Staaten durch unzugängliche Gebürge von einander abgesondert hat. Ich habe mir mehrmals in meinem Zimmer die Geschichte der Feldzüge dieses Prinzen in so unwegsamen Gegenden, die Eroberung von Chateau-Dauphin, und seine andern glücklichen Thaten auf diesen Felsen vorlesen lassen: und ich habe den Prinzen von Conti bey dieser Unternehmung größer gefunden, als viele Helden, deren Namen man noch so sehr erhebt. Allein man läßt den großen Männern nicht immer Gerechtigkeit wiederfahren.

Ludwig XV. welcher noch nicht an der Spitze seiner Kriegsvölker erschienen war, wollte sich vor denselben zeigen. Er entschloß sich, seinen ersten

Feldzug in Flandern vorzunehmen. Bey seiner Ankunft ergab sich Courtray, und Menin hatte bald darauf eben dasselbe Schicksal. Der König war selbst bey den Belagerungs-Arbeiten zugegen, und munterte die Soldaten durch seine Gegenwart auf.

Da man von diesem ersten Feldzuge in Frankreich viel gesprochen hat: so fragte ich den König, nachdem der Friede geschlossen war, ob er eine ausnehmende Neigung zum Kriege bey sich empfunden habe? Er wußte sich damals von der Antwort loszumachen, und sprach hiervon nur in allgemeinen Ausdrücken. Aber ein Jahr darauf, in einem von denjenigen vertrauten Augenblicken, da sich das Herz in die Arme der Freundschaft wirft, sagte er zu mir, der Krieg würde allerdings seine herrschende Leidenschaft geworden seyn, und er würde sich denselben, ohne das noch frische Beyspiel seines Ur-Groß-Vaters, und ohne die Rathschläge des Cardinals von Fleury, welche er beständig vor Augen hatte, gänzlich ergeben haben; allein die Liebe zu seinem Volke wäre über seine Leidenschaft Herr geworden. Wie glücklich ist nicht eine Regierung, in welcher der Monarch seine Neigung der Glückseligkeit seiner Unterthanen aufopfert.

Ludwig sah sich genöthigt, seine ersten Eroberungen zu verlassen, um dem Elsaß zu Hülfe zu eilen. Der Prinz Carl war über den Rhein gegangen, und bedrohte mehrern Provinzen Frankreichs mit einem Einfall. Der König zog daher mit einem Kriegsheere dahin, und der Prinz gieng darauf wieder über den Rhein zurück.

Einige

Einige Vortheile, welche Frankreich in Flandern erlangt hatte, machte seine damalige Verfassung noch nicht besser. Das Bündniß, welches die Königinn von Ungarn mit England, Holland, Sardinien und Sachsen eingegangen war, machte ein gar zu großes Gegengewicht aus. Der König von Preußen aber, welcher selbst in ein Bündniß mit Großbritannien getreten war, hatte nicht die Bedingung dazu gesetzt, daß das Haus Oesterreich so mächtig werden sollte. Bey den Traktaten zwischen großen Herren setzt man immer unter der Hand voraus, daß derjenige, für welchen man sich neutral erklärt, seine Stärke nicht über ein gewisses verhältnißmäßiges Ziel vergrößern werde. Das Haus Brandenburg hat von dem österreichischen Hause mehr als von irgend einem andern in Europa zu befürchten. Es blieb daher ein bloßer Zuschauer des Kriegs, so lange Frankreich und der Kaiser nur eine geringe Einbuße litten; sobald aber die Königinn von Ungarn einen sehr glücklichen Fortgang gewann, so ergriff der König von Preußen, um denselben zu hemmen, die Waffen wider sie. Ich habe nach der Zeit den Marschall von Noailles, welcher in Ansehung der Staats-Theorie einer der größten Männer in Frankreich war, öfters gefragt, woher es komme, daß die großen Herren zusammen genommen dergleichen Verletzungen der gegebnen Zusage, welche im bürgerlichen Leben als unerträgliche Laster angesehen werden, leiden? Er antwortete mir darauf, dergleichen Uebertretungen wären nothwendig, und machten die Sicherheit von Europa aus. Ohne

dieselben würde die allgemeine europäische Republik gar bald von einem einzigen Fürsten unters Joch gebracht worden seyn. Es würde dazu schon hinreichend seyn, daß er nur einmal die andern Fürsten zur Neutralität bewogen hätte.

Der König von Preußen gieng, nachdem er sich aufs neue mit Frankreich verbunden hatte, sogleich mit einem sehr starken Kriegsheere auf Prag los. Während, daß sich ganz Frankreich über die Vortheile, welche Friedrich erhielt, freuete, bekam es eine Nachricht, welche es sehr betrübte. Der König wurde zu Metz krank, und gar bald war sein Leben in Gefahr. Hierauf wurde die Bekümmerniß allgemein: ich erinnere mich, daß damals jedermann geweinet hat. Diese so allgemeine Thränen gereichen ihm zu einem größern Lobe, als alle schmeichelhafte Züge, mit denen die Schriftsteller dereinst seine Geschichte anfüllen werden. Ich habe mit vielen Personen gesprochen, welche Zeugen von dem Tode Ludwigs XIV. waren. Sie haben mir versichert, daß kein einziger Franzose über denselben eine Thräne vergossen habe; diese Nachricht rührte niemanden; und am Tage seines Begräbnisses hatte man bereits vergessen, daß er gestorben sey. Dieses kommt daher, weil die Gütigkeit den Rang vor dem Heldenmuthe hat: und Ludwig XV. ist der beste Fürst, der jemals regiert hat.

Nachdem dieser Monarch von seiner Krankheit wieder genesen war: entstand darüber eine allgemeine Freude. Dieser Fürst belagerte darauf Freyburg im Brißgau; er ließ die Festungswerke dieser

Stadt

Stadt schleifen, so wie er solches schon bey andern Plätzen hatte thun lassen, deren er sich bemächtigt hatte: und durch diese kluge Anstalt beugte er vielleicht von derselben Zeit an einer großen Menge Kriege in den künftigen Zeitaltern vor.

Der Graf von Maurepas sagte eines Tages hierüber zu mir, die Türken und Perser hätten beynahe gar keine bevestigten Plätze, und dieses sey die Ursache, warum sie einander selten bekriegten. Ich habe seitdem gehört, unsre meisten europäischen Kriege entsprängen aus dieser Quelle, daß sich die Staaten zu sehr auf die Bastionen und Citadellen verließen; wodurch die Wirkung der Unterhandlungen gehemmt werde. In diesem Falle wäre der berühmte Vauban, dessen Gaben ich so oft habe rühmen hören, Frankreich sehr schädlich gewesen.

Unterdessen hob der König von Preußen, welcher, indem er die Waffen zum Besten Frankreichs ergriff, alle politische Systeme von Deutschland verändert hatte, die Belagerung von Prag auf *). Seine Armee floh vor dem Kriegsheere des Prinzen Carl, welcher, nachdem er im Angesichte der Franzosen über den Rhein gegangen war, denen Preußen auch über die Elbe nachfolgte. Ich habe niemals Gelegenheit gehabt, die Gaben des Prinzen Carl, welcher über die meisten Entwürfe dieses Kriegs die Aufsicht führte, kennen zu lernen. Einige haben mir von ihm so viel Gutes, und andre so viel Böses

 gesagt,

*) Ein Gedächtnißfehler. Es muß heißen: Seine Besatzung in Prag verließ diese Stadt wiederum. [Der Uebersetzer.]

gesagt, daß es mir unmöglich gewesen ist, ein vestes Urtheil über ihn zu fällen.

Der Marschall von Noailles, welcher die Menschen kennt, hat mir gesagt, es fehlte diesem Prinzen weder an Gaben noch an Fähigkeit; allein sein gutes Herz verderbe die Eigenschaften seines Verstandes. Er hat keinen eignen Willen, setzte der Marschall hinzu; sondern er läßt sich von allen denjenigen, welche ihn umgeben, regieren: und dieses sind eben nicht immer die geschicktesten Leute von der Welt. Zum Exempel, (fuhr er fort,) jetzt ist er zu Brüssel Statthalter der Niederlande: es ist ein gewisser Deutscher um ihn, der ihn zu allem bringt, was er will, und was dieser will, ist nicht immer dasjenige, was geschehen sollte.

Die Macht des Hauses Oesterreich, welche durch die neue Verbindung des Königs von Preußen mit Frankreich war geschwächt worden, wurde hinwiederum durch das Bündniß, welches dasselbe mit dem Churfürsten von Sachsen, Könige von Polen schloß, vermehret. Dieser Monarch veränderte seinen Plan aus eben derselben Ursache, aus welcher der König von Preußen den seinigen verändert hatte.

Man betrog einander von beiden Seiten in diesen Bündnissen. Frankreich hoffte große Vortheile von einem unvermutheten Einfall, welchen der König von Preußen doch nur für sich selbst vornahm: und der König von Polen, der sich anheischig machte, der Königinn von Ungarn dreyßig tausend Mann Hülfsvölker zu geben, bekam von ihr einen Theil von Schle-

Schlesien zum Geschenke, welches sie doch nicht mehr besaß.

Nach diesem Bündnisse machte sich das Wienerische Cabinet, das auch von England Hülfe bekam, Hoffnung, nicht allein Schlesien wieder einzunehmen, sondern sogar in dem französischen Flandern Eroberungen zu machen. Man gab ohne Zweifel nicht darauf Achtung, daß Ludwig XV. die Bewahrung dieser Provinz einem Manne anvertrauet hatte, welcher der Monarchie eine gute Rechenschaft davon ablegen würde. Dieser Mann war der Graf Moritz von Sachsen. Andre Kriegsbedienten werden durch ihr Alter, Nachdenken und Erfahrung zu Feldherren: dieser aber war ein gebohrner Feldherr. Selbst seine Feinde, deren er viele zu Versailles hatte, ließen ihm hierinne Gerechtigkeit wiederfahren, daß niemals jemand mit einem Blicke so weit im Felde gesehen habe, als er. Er sah dasjenige sogleich, was die übrigen Befehlshaber erst durch die Zeit und Umstände entdeckten. Moritz sah nicht nur die Begebenheiten voraus, sondern er brachte sie auch selbst hervor: und auf diese Art kann man sagen, daß er das Schicksal eingerichtet habe. Dieser Feldherr führte den Krieg mit der Gewißheit eines Geometers: er lieferte nicht eher eine Schlacht, als bis er vorher unumstößlich bewiesen hatte, daß er sie gewinnen werde. Man legte ihm auch noch die Eigenschaften des großen Türenne bey, d. i. die Kunst, sich geschickt zu lagern, und sein Lager zu gehöriger Zeit aufzuheben, um den Feind in Verlegenheit zu setzen: welches eben eine Art von klei-

nem Kriege ausmacht, welcher fast immer zu großen Vortheilen führt.

Diese Abschilderung rührt übrigens nicht von mir her; ich bin nur der Wiederhall von Kriegsverständigen, welche sich oft in meiner Gegenwart auf diese Art ausgedrückt haben.

Während daß die Kriegs-Angelegenheiten gut von statten giengen, wurde die Staatsverwaltung schlecht geführt. Der König wußte nicht, wo er Minister hernehmen sollte. Der Graf von Maurepas brachte das Seewesen so weit in Bewegung, als es ihm die Engländer und die Lage der öffentlichen Geschäffte erlaubten. Allein die übrigen Theile der Staatsverrichtungen befanden sich in einer abscheulichen Unordnung. Man bot die Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten einem alten Manne, Namens Villeneuve, an, welcher lange Zeit Gesandter bey der Pforte gewesen war. Dieser Mann, dessen Verdienste man sehr hoch erhoben hat, hatte die französische Handlung zu Constantinopel dadurch zu Grunde gerichtet, daß er sich selbst zum ersten Kaufmann seiner Nation gemacht hatte. Er war von seiner Gesandtschaft mit unermeßlichen Reichthümern zurückgekehrt, welche er zum Schaden der Kaufleute von Marseille erworben hatte. Sparsamkeit und gute Wirthschaft waren seine vornehmste Eigenschaft. Diese Tugenden, welche der Cardinal von Fleury sehr geliebt hatte, waren damals ungemein nach dem Geschmacke von Versailles. Man erlangte alles durch Filzigkeit. Der alte Gesandte aber schlug den Theil der Staatsverwaltung,

wel-

welchen man ihm antrug, aus, ohne Zweifel, weil er denselben mehr mühsam, als einträglich fand. Außerdem habe ich von Leuten, welche ihn persönlich kannten, gehört, daß er die nöthigen Gaben zu dieser Art von Staatsgeschäfften nicht besessen habe. Man hatte seine Fähigkeit deswegen sehr gerühmt, weil er den Frieden zwischen der Pforte und dem Hause Oesterreich zu Stande gebracht hatte. Allein diese Arten von Staats-Unterhandlungen zu Constantinopel werden ordentlich dergestalt getrieben, daß ein Gesandter eben nicht viel Antheil daran zu nehmen braucht. Der Graf von Maurepas hat mir versichert, daß diese ganze Angelegenheit durch die Hände eines französischen Dollmetschers, Namens de Laria, gegangen sey, welcher die Denkungsart der Türken vollkommen kannte, und vom Villeneuve bey dieser Unterhandlung war gebraucht worden.

Unterdessen hatten die italiänischen Angelegenheiten keinen so glücklichen Fortgang. Don Philipp hatte Savoyen einmal über das andremal eingenommen, ohne in das Placentinische eindringen zu können.

Der König beyder Sicilien, den ein bloßer englischer Schiffs-Hauptmann zur Neutralität gezwungen hatte, weil er noch nicht im Stande war, die Waffen zu ergreifen, brach dieselbe, sobald er mit seinen Zurüstungen zum Kriege fertig war.

Er war bis Veletri vorgerückt, wo der Fürst von Lobkowitz, indem er ihn überfallen wollte, selbst überfallen wurde. Es kam dabey von beyden Sei-

ten viel Volk ums Leben, und es trug sich damals, wie ich von sehr erfahrnen Kriegsbedienten gehört habe, dasjenige zu, was bey dergleichen Gelegenheiten fast allemal zu geschehen pflegt: beyde Theile schwächten sich, und verschlimmerten nur ihren Zustand.

Lobkowitz floh vor dem Könige beyder Sicilien, welcher ihn in den Kirchenstaat verfolgte *), und Rom sah zwey Kriegsheere vor seinen Thoren, und gerieth darüber in Bestürzung.

Es trug sich damals ein kleiner Vorfall in Deutschland zu, welcher dazu dienen kann, daß man erkenne, wie viele Ungerechtigkeiten der Krieg gut heiße, weil er macht, daß die kriegführenden Mächte sogar das Völkerrecht vergessen, welches doch bey allen Nationen unverletzlich seyn sollte.

Der König hatte den Marschall von Belleisle an verschiedne deutsche Höfe geschickt, um an denselben seinen Abgesandten vorzustellen. Er pflog daselbst Unterhandlungen über die Angelegenheiten der Krone. Dieser Gesandte aber wurde, da er durch die Hannöverischen Länder reiste, angehalten, und als ein Staatsgefangner nach England geschickt.

Man erwies daselbst diesem Feldherrn viele Ehre; man gab ihm ein königliches Schloß zur Woh-

*) Ein kleiner Irrthum in der Erdbeschreibung, der doch der Richtigkeit der Haupterzählung nichts schadet. Veletri, wo der vorhergedachte Ueberfall geschehen war, liegt sehr nahe bey Rom.

[Der Uebersetzer.]

Wohnung ein; aber diese prächtige Bewirthung diente nur dazu, daß die Ungerechtigkeit dieser Nation desto deutlicher erkannt wurde.

Der Marschall hat nach der Zeit zu mir gesagt, es verdrüße ihn diese Begebenheit nicht, indem sie ihm Gelegenheit verschafft habe, dieses seltsame Volk mitten in seiner Insel genau zu untersuchen. Ich habe ihn wohl hundertmal sagen gehört, ein Britte sey das wahre Räthsel der Menschlichkeit. Er setzte hinzu, es sey leicht, die Nation im Ganzen zu entwickeln; aber es sey unmöglich, sie nach einzelnen Personen zu kennen. Ihm zu folge kann man zwar die Engländer überhaupt beschreiben; aber es ist nicht möglich zu sagen, was ein einzelner Engländer ist.

Man arbeitete zu Wien, Berlin und Versailles nach eben denselben Entwürfen, welche in den Cabinetern waren verabredet worden, als eine unvermuthete Begebenheit einen Theil dieser getroffnen Einrichtungen veränderte. Carl VII. dieser unglückliche Kaiser, welcher nicht einen Augenblick Ruhe auf dem kaiserlichen Throne gehabt hatte, starb. Wenn die Natur allein die Menschen glücklich machen kann: so war dieser der unglückseligste von allen Sterblichen. Eine schwache Leibesbeschaffenheit machte, daß er seit langer Zeit ein Leben voll Leiden und Schmerzen führte. Der Ehrgeiz, welcher immer die erste Krankheit der großen Herren ist, drückte ihn eben so sehr zu Boden, als seine körperlichen Uebel: mitten unter seinen Schwachheiten war er doch nur darauf bedacht, sich eines Throns zu versichern,

den ihm sein schlechter Leibeszustand bald entreißen mußte. Seine Regierung war voll von Abwechselungen gewesen. Carl hätte beynahe bald gar keine Wohnung gehabt. Er mußte oft seine Hauptstadt und seinen Pallast verlassen; so daß der Nachfolger von den Herren der Welt zuweilen weder Dach noch Fach hatte.

Es wurde von Frankreich bezahlt, um Kaiser zu seyn. Man gab ihm sechs Millionen Livres, um einen Rang zu behaupten, welcher ihm eben aus dieser Ursache nicht zukam. Diejenigen, welche die Ursachen von der Größe und dem Verfalle der fürstlichen Häuser kennen, behaupten, das Unglück von diesem habe darinne bestanden, daß es sich mit dem Hause Bourbon verbunden habe. Und ein solches Schicksal, sagt man, werden kleine Staaten allemal haben, welche sich mit den großen genau vereinigen werden.

Nach dem Tode Carls VII. sah sich Frankreich in Deutschland überall nach einem Kaiser um: denn es war nicht möglich, daß Carls Sohn seinem Vater ruhig hätte nachfolgen können. Er hatte weder das nöthige Alter, noch die Mittel in den Händen, um sich auf dem kaiserlichen Throne zu erhalten, wenn man ihn sogar auf denselben hätte setzen wollen. Man dachte gleichwohl an ihn; allein dieses war nur ein Vorschlag, den man sich bloßstellte, ausführen zu wollen. Ein verständiger Mann sagte letzthin zu mir: Die Fürsten handeln bisweilen auf eine unanständige Art, die ich ihnen nicht vergeben kann; sie stellen sich nämlich, als wünsch-

ten

ten sie dasjenige, was sie doch nicht ernstlich wollen, und handeln gleichwohl so, als wenn sie es wirklich wollten. Dieses so falsche Betragen bringt unzähliche tapfere Bürger des Staats ums Leben, und richtet das gemeine Wesen zu Grunde.

Auch bey dieser Gelegenheit nahm man einige unnütze Bemühungen vor, um zu versuchen, ob man den kaiserlichen Scepter einem Prinzen versichern könnte, von welchem man doch wußte, daß er nicht im Stande war, denselben zu behaupten. Allein der junge Churfürst, welcher weiser als sein Vater war, entsagte einem Throne, den ihm seine Bundsgenossen nicht erhalten konnten: und dadurch erwies er Frankreich mehr Gutes, als es sich selbst durch den glücklichsten Erfolg seiner Staatskunst hätte erzeigen können.

Man wandte sich darauf an den König von Polen. Diese Wahl hatte den Vortheil für Frankreich, daß dadurch ein großer Herr von dem Bündnisse mit dem Hause Oesterreich abgezogen wurde. Man hat öffentlich geschrieben, der Churfürst von Sachsen habe das Kaiserthum nicht annehmen wollen; allein der Marschall von Belleisle hat mir gesagt, daß er solches nicht habe wollen können, und daß dieser Fürst die Unmöglichkeit davon von dem ersten Augenblicke an eingesehen habe, da man mit ihm davon gesprochen hatte. Ein König von Polen, der zugleich Kaiser gewesen wäre, würde alle Nordische Höfe gegen sich aufgebracht haben: und dieser König würde eben so viele Kriege zu führen gehabt haben, als es damals unumschränkte Fürsten

in

in Deutschland gab. Da er also sah, daß es ihm unmöglich sey, die Kaiser-Krone zu erlangen, rechnete er sich dieses Unvermögen bey der Königinn von Ungarn als ein Verdienst an. Er verband sich noch genauer mit derselben, um ihr zu helfen, daß sie den Groß-Herzog von Toscana, ihren Gemahl, auf den kaiserlichen Thron setzen könnte. Wenn man sich überreden könnte, daß die Staatskunst bey dieser Gelegenheit nichts gethan habe, so müßte der König von Polen vor einen ungemein rechtschaffnen Herrn gehalten werden. Er stand mit der Königinn von Ungarn in einem Schutzbündniß; er opferte also seinen Ehrgeiz der Verbindung auf, welche er mit ihr eingegangen war: ein seltenes Beyspiel in der Geschichte großer Herren!

Der Prinz von Soubise sagte zu mir, indem er mich an diesen Zeitpunkt erinnerte, das Unregelmäßige bey den Traktaten in Deutschland nach dem Tode Carls VII. habe Frankreich genöthigt, eine regelmäßigere Aufführung in Norden zu beobachten. Es schränkte sich seitdem auf einen bloß vertheidigenden Krieg ein: und dieses war die einzige Art von Staatskunst, welche sich damals für dieses Reich schickte.

Nachdem man Deutschland sich selbst überlassen hatte, so war nun die Aufmerksamkeit auf Flandern gerichtet. Der Marschall von Sachsen bereitete daselbst alles zu einem von jenen kühnen Streichen vor, welche das Schicksal der Staaten entscheiden. Er belagerte Tournay, wobey der König selbst gegenwärtig war. Diese Belagerung setzte Holland

in

in Gefahr: daher suchte es bey dieser Gelegenheit sich zu schlagen.

Ich habe in den Jahrbüchern dieser Zeit mit Verwunderung gelesen, daß diese Gesellschaft von Kaufleuten, welche keine andern Begriffe als von Handelschaft und Sparsamkeit haben, bey dieser Gelegenheit die erste gewesen sey, welche eine Schlacht verlangt habe, deren Verlust doch den Umsturz ihres Staats nach sich ziehen konnte.

Die Schlacht bey Fontenoy wurde geliefert, und die Bundsgenossen verloren sie. Man hat von diesem Siege in der Welt viel gesprochen. Ich habe mir die Umstände desselben von einem General erzählen lassen, welcher dabey Kriegsvölker angeführt hatte: und ich habe gefunden, daß man diese Begebenheit nicht in den Rang derjenigen setzen müsse, welche eine Nation berühmt machen.

Das französische Kriegsheer war weit stärker, als das Heer der Bundsgenossen: der König und der Dauphin waren auch selbst bey der Schlacht zugegen. Diese beyden Fürsten gaben Augenzeugen von dem Muthe der Kriegsvölker ab: und dieses bringt eine zwote Art von Tapferkeit hervor, welche mehr dazu beyträgt, daß Schlachten gewonnen werden, als die erstere. Die Vorrathshäuser waren überflüßig mit allem versehen; den Soldaten mangelte es an nichts; die königlichen Haustrouppen waren zugegen, und das ganze Heer stand unter den Befehlen eines geübten Feldherrn, auf welchen die Soldaten ein blindes Vertrauen setzten. Die Prinzen von Geblüte, die Herzoge und Pairs, ja fast der

ganze Adel des Königreichs, fochten daselbst an der Seite des Soldaten, und theilten seine Gefahren und seinen Ruhm allda mit ihm. Mit einem Worte, die ganze französische Monarchie war zu Fontenoy persönlich gegenwärtig. Wenn bey allen diesen Vortheilen auf französischer Seite, die Bundsgenossen die Schlacht gewonnen hätten, so wäre es um die französische Monarchie geschehen gewesen. Die Feinde wären alsdenn bis an die Thore von Paris gekommen. Es ist unterdessen meine Absicht gar nicht, durch diese Vorstellung den Ruhm des Marschalls von Sachsen zu vermindern, welcher bey dieser Schlacht der oberste Befehlshaber war.

Er hat mir von derselben, lange Zeit nach dem Frieden, eine Beschreibung gemacht: und ich habe daraus gesehen, daß sich dieser Held, welcher am Tage der Schlacht tödtlich krank war, dabey selbst übertroffen habe. Er war auf alles bedacht, und half allem ab: der kriegerische Geist kann unmöglich mit seinen Blicken weiter in die Ferne dringen. Gleichwohl haben mir Kenner der Kriegskunst versichert, daß man bey dieser Schlacht große Fehler begangen, und daß man sich oft genöthigt gesehen habe, die Befehle des Marschalls auf die Seite zu setzen, um jene Fehler zu verbessern. Der Herzog von Biron nahm es auf sich, den Posten von Antoin zu behaupten, welcher doch nach dem ausdrücklichen Befehle des Marschalls verlassen werden sollte. Einer der beträchtlichsten Fehler aber war nach meiner Meynung dieser, daß man den König und den Dauphin

phin während der Schlacht an demjenigen Orte gelassen hatte, an welchem sie sich gestellt hatten. Eine gänzliche Niederlage, und diese gänzliche Niederlage war zwey bis dreymal im Begriff zu erfolgen, setzte Frankreich der Gefahr des äußersten Unglücks aus.

Man hat in verschiednen Geschichten dieser Zeit gemeldet, der Marschall sey so versichert gewesen, die Schlacht zu gewinnen, daß er daran gar nicht gezweifelt habe. Allein er hat mir öfters selbst gesagt, er habe zweymal oder dreymal schon geglaubt, daß die Schlacht verloren sey, und er habe so lange an dem Siege gezweifelt, bis die königlichen Haustruppen auf den Feind losgegangen wären. Ein Beweis sey dieses, daß er dem Könige zweymal oder dreymal habe sagen lassen, er möchte sich in Sicherheit begeben.

Ich war über diesen großen Vorfall überaus unruhig, als mir ein Brief von Ludwig XV. wieder Muth zusprach. Ich öffnete ihn mit Zittern, und fand darinne folgende Worte:

„Von dem Felde bey Fontenoy, eine Stunde nach der Schlacht.„

Madame!

„Ich sah bereits alles verloren, als der Marschall „von Sachsen alles wieder hergestellt hat. Er „hat sich an diesem Tage selbst übertroffen. Meine „Kriegsvölker haben an demselben mit einer unüber„windlichen Tapferkeit gefochten. Vornehmlich „aber haben meine Haustruppen dabey Wunder

„gethan. Ihnen bin ich den Gewinn der Schlacht „schuldig. Der französische Adel hat in dieser „Schlacht vor meinen Augen gefochten: ich bin ein „Zeuge von seinem heldenmäßigem Muthe gewe- „sen,„ — — — — —

— — — — — —

— — — — — —

Die drey letzten Zeilen des Briefs waren in Ziffern gesetzt.

Dieser Brief gab meinem Gemüthe sehr viele Ruhe.

Seit der Abreise des Königs von Flandern besuchte mich der Abbee von Bernis oft. Man hatte mir ihn zugewiesen, daß er mir während der Abwesenheit des Königs Gesellschaft leisten sollte. Dieser Mann war durch das Frauenzimmer in die große Welt eingeführt worden. Es fehlte ihm keine von jenen kleinen Gaben, welche man besitzen muß, um unserm Geschlechte zu gefallen: Gefälligkeiten, artige Wendungen und Sitten, Leutseligkeit, ein Kopf, der sich in alles zu schicken weis, die Geschicklichkeit mit Anmuth zu erzählen, ein guter Ausdruck, die Kunst hübsche Verse zu machen, u. dgl. m. *). Mit allen diesen Eigenschaften verband er eine liebenswürdige Gestalt, welche machte, daß man ihm sogleich gewogen wurde. Dieser Abbee war immer voll von schmeichelhaften Dingen, welche er dem Frauenzimmer zu sagen hatte: daher kam es, daß man ihn beständig mit Vergnügen sah. Da er bey un-

*) Er ist nach der Zeit Gesandter und Cardinal geworden. O Zeiten! o Sitten!

unsern ersten Unterredungen niemals das Wort Glück aussprach, so glaubte ich endlich eine schöne Seele gefunden zu haben, welche über Güter und Rang erhaben ist. Allein ich betrog mich: dieser Abbee wurde von der Begierde, sich bey Hofe hervorzuthun, ganz verzehret. Er verbarg unter einer verstellten Uneigennützigkeit einen ungemessnen Ehrgeiz. Sein Zimmer war, wie ich in der Folge erfahren habe, eine mit schriftlichen Aufsätzen angefüllte Vorrathskammer. Man fand darunter Aufsätze über die Verpachtung der königlichen Einkünfte, über die Wirthschaft, über den Krieg, über das Seewesen und über die Finanzen. Er besaß eine bewundernswürdige Leichtigkeit Projekte zu schaffen. Er erfand durch seine Einbildung alles, was er nur wollte.

Die Schlacht bey Fontenoy bahnte den Weg zu den übrigen Eroberungen in dem österreichischen Flandern. Die Fläminger nahmen **Ludwig** XV. mit großen und freudigen Zurufungen in ihre Städte auf. Ich habe in der Geschichte der meisten Staatsveränderungen in der Welt gelesen, daß die Völker fast immer darüber sehr vergnügt sind, wenn sie ihren Landsherren verändern.

Der gedachte Sieg brachte eine allgemeine Veränderung in den Kriegs-Unternehmungen hervor. Die Deutschen und Engländer nahmen sich vor, in Frankreich einzudringen. Sie rückten wirklich durch die Provence und Bretagne hinein; aber es geschah nur, um sich daselbst zu zeigen. Die Oesterreicher setzten über den Var, und giengen wieder über diesen

Fluß zurück; die Engländer stiegen ans Land, und schifften sich wieder ein. Unsre neuere Geschichte ist voll von dergleichen wunderlichen Kriegs-Einfällen. Die Nachkommenschaft wird immer in der Unwissenheit bleiben, warum der General Sinclair, welcher an der Spitze dieser Unternehmung war, nachdem er sich eine französische Stadt hatte übergeben lassen, zurückgeflohn sey, ohne die Früchte der Uebergabe zu genießen.

Diejenigen, welche die Geschichtbücher unsers Jahrhunderts lesen werden, werden es kaum begreifen können, daß die europäischen Cabinette so viele Fehler begangen haben, und daß die Anführer der Kriegsheere in eine solche Menge Versehen verfallen sind.

Die Genueser, welche die Spanier in Italien eingeführt hatten, wurden von denselben verlassen; darauf wurde der Staat von Genua von den Oesterreichern überzogen, und die Hauptstadt desselben eingenommen. Man forderte zuerst von den Genuesern das Geld, welches sie hatten, und darauf auch dasjenige, welches sie nicht hatten.

Unterdessen verfolgte das deutsche Kriegsheer die Franzosen und Spanier, welche vor demselben flohen: es gieng ihnen über den Var nach, und setzte sich in der Provence vest. Der Marquis von Botta, welchem man Genua anvertraut hatte, und welcher sich damals zu St. Pietro d'Arena aufhielt, vergaß, daß er kein Kriegsheer bey sich habe, um die gedachte Stadt bewachen zu können, und daß alles, was noch in der erstgenannten Vorstadt übrig war,

nur

nur einen Haufen Kranken, welche meistentheils dem Tode nahe waren, ausmachten. Da man halbtodte Menschen nicht zum Kriegführen gebrauchen kann: so sah er eine plötzliche Veränderung entstehen, wider welche er keine Hülfe wußte.

Die Genueser, welche bey der Gegenwart eines großen Kriegsheers Sklaven geworden waren, erlangten ihre Freyheit wieder, nachdem dasselbe fortgerückt war. Eben dieser Botta begieng damals einen großen Fehler. Er that dem Rathe den Antrag, sich mit ihm zu vereinigen, um diejenigen, welche er Rebellen nannte, zu bekriegen: und er merkte nicht, daß eben dieser Rath unter der Hand die angefangne Staatsveränderung begünstigte. Man versprach ihm alles, was er verlangte; dieses geschah aber nur, um dem Volke Zeit zu geben, daß es sich zusammen häufen, und seine Kräfte vereinigen könnte. Dieser Feldherr sah dieses endlich ein; aber alsdenn war es zu spät: er sah sich genöthigt, zu entfliehen, und alle seine Vorrathshäuser im Stiche zu lassen.

Der König hat mir einen Brief gezeigt, welcher von einem genuesischen Rathsherrn an den Hof war geschickt worden: in demselben war diese ganze Begebenheit sehr umständlich erzählt. Man entdeckt in dieser Erzählung vom Anfange bis zum Ende, daß ein Entwurf war gemacht worden, das Joch der österreichischen Knechtschaft abzuschütteln. Der große Rath unterstützte diesen Entwurf seit langer Zeit, ohne daß man es merkte. Es waren nicht die Canonen, die die Deutschen aus Genua fortzogen,

welche diese Staatsveränderung hervorbrachten: der Plan dazu war bereits gemacht, und diese Begebenheit beschleunigte sie nur. So wird die Nachwelt oft in der Geschichte hintergangen. Die Jahrbücher der Welt schreiben oft dasjenige einem Ohngefähr zu, was doch die Wirkung eines überlegten Vorsatzes ist.

Das befreyte Genua hatte noch ein andres Glück: nämlich dieses, daß es damals keinen so ansehnlichen Bürger daselbst gab, daß er dem Staate seine Freyheit entrissen hätte. Der damalige Zeitpunkt war dazu einer der günstigsten: die ganze Macht des Staats befand sich in den Händen des Volks: nun aber ist es, wie ich von unsern Staatskundigen gehört habe, bey dergleichen Gelegenheiten immer hinlänglich zu der gedachten Absicht, daß man dem Volke Geld gebe, und allerhand Freyheiten bewillige.

Diese Staatsveränderung, welche nur eine besondre Angelegenheit zu seyn schien, drehte gleichwohl die Verfassung der allgemeinen Geschäffte um. Die Oesterreicher, welche Toulon belagern, und von Marseille Brandschatzungen fordern sollten, giengen wieder über den Var zurück, weil sie nunmehro weder einen gesicherten Rückgang, noch Lebensmittel mehr hatten.

Hierauf legte der wienerische Hof alles gelinde Verfahren auf die Seite: er ließ Genua einschliessen, und bedrohte die Bürger mit der härtesten Züchtigung, wenn sie sich nicht ergäben; allein die Genueser, welche von Frankreich Hülfe bekamen,

widerstanden der Einschließung und den Drohungen. Man schickte ihnen den Herzog von Boufflers, und darauf den Herzog von Richelieu zu, um sie anzuführen. Der Graf von Maurepas hat mir öfters gesagt, die Engländer, welche Genua von der Seite des Meers einschlossen, hätten darinnen einen großen Fehler begangen, daß sie nicht eine kleine Flotte, die aus flachen Fahrzeugen zusammengesetzt gewesen wäre, daselbst unterhalten hätten, um zu verhindern, daß die Franzosen keine Hülfe hinein brächten.

Hätten sie diese Vorsicht gebraucht, so würde dadurch die ganze Lage der öffentlichen Angelegenheiten in Italien verändert worden seyn. Genua, welches sich nicht länger hätte halten können, würde sich den Deutschen ergeben haben, und der Infant Don Philipp, für welchen man diesen Krieg führte, würde niemals nach Parma und Placenz gekommen seyn.

Nachdem Ludwig XV. sieben Städte in Flandern erobert hatte, kam er nach Paris zurück. Niemals ist eine Freude derjenigen gleich gewesen, welche die Einwohner dieser Hauptstadt bezeigten, als sie diesen Fürsten wieder sahn. Alle Straßen erschollen von Zurufungen.

Während daß England in Flandern Verlust erlitt, war der Prätendent nach Schottland übergeschifft. Man gab ihm weder ein Kriegsheer, noch eine Flotte zur Bedeckung mit: daher sagten viele Hofleute, er wäre hinüber geschwommen.

Es war eben nicht schwer, den Ausgang dieser Unternehmung zu errathen. Alles war bey derselben unregelmäßig. Ein geschickter Mann sagte um diese Zeit zu mir, das glücklichste, was dem Prätendenten begegnen könnte, sey dieses, daß er eben so verstohlner Weise aus Schottland entfliehe, als er hineingegangen sey; allein dieser Prinz war ein junger Mensch, welcher nicht sowohl suchte, in seinen Entwürfen glücklich zu seyn, als sie auf eine sonderbare Art auszuführen.

So schlecht unterdessen auch die Anstalten zu diesem Schritte waren; so hatte er doch diesen Vortheil für das Cabinet von Versailles, daß Englands Aufmerksamkeit dadurch unvermuthet auf eine andre Seite gezogen wurde. Frankreich hat sich des Hauses Stuard immer zu seinen besondern Absichten bedienet. Ich bedaure es, daß Georg II. welcher sonst eine gewisse Stärke des Gemüths und einen vesten Entschluß besaß, über diese Unternehmung einige Unruhe bezeigt hat. Ein gewisser Lord hat mir erzählt, daß der König die Stadt-Soldaten von London einen Eid habe ablegen lassen, durch welchen sie versprachen, aufrichtig zu glauben, daß der Pabst nicht das Recht habe, die Fürsten ermorden zu lassen. Er ließ die Archive von Rochester eröffnen, und in demselben das Formular von dem Kirchenbann des heil. Stuls aufsuchen, so wie sich die Päbste ehemals desselben bedient hatten: dadurch wollte er den Engländern einen Abscheu vor dem heil. Stul beybringen. Ich wollte nicht, daß die großen Herren dergleichen Kleinigkeiten gebrauchten, welche allemal

allemal eine schwache Seele zu erkennen geben; (sie zeigen dadurch was sie sind.) Ein Fürst muß einen vesten Muth auf dem Throne blicken lassen.

Der Prätendent gab ein Manifest heraus, um seine Rechte vor den Augen von ganz England auszuführen; allein in diesem Manifeste gab es nur Ausdrücke und Worte; Georg hingegen hatte Kriegsvölker und schweres Geschütz.

Der Marschall von Belleisle hat mir mehr als einmal gezeigt, daß es in diesem Manifeste einen sonderbaren Umstand gebe. Der Prinz Eduard bekennt in einer Stelle desselben, das Haus Stuard sey selbst daran Schuld, daß es den englischen Thron verloren habe; und er dringt nur auf die Wiedererstattung. „Wenn die Klagen, sagt er, welche man „ehemals gegen unsre Familie vorgebracht hat, durch „irgend einen Fehler, welchen sie bey der Regierung „begangen hat, veranlaßt worden sind: so hat sie „denselben genug gebüßet.„

Der junge Eduard nahm, im Namen seines Vaters, von den Königreichen England, Schottland, Frankreich und Irrland Besitz, und erklärte sich zum Regenten derselben. Für die englischen Reiche mag es noch hingehen; aber das hieß ziemlich in der Geschwindigkeit einen König von Frankreich machen. Diese Titel, welche eben so wenig gegründet waren, als der Besitz, verschwanden kurze Zeit darauf.

Während dieser Zeit suchte Frankreich die Holländer neutral zu machen; beyde Theile ließen Manifeste ausfliegen; und die Staatsminister pflogen

Unterhandlungen. Allein dieser Entwurf zur Neutralität brachte nichts weiter, als einen neuen Krieg in Schriften hervor. Der Abbee de la Ville übergab den Holländern Aufsätze, welche in schönen Ausdrücken und mit aller Richtigkeit abgefaßt waren; man antwortete ihm darauf zierlich in bündigen Redensarten; allein die Schlachten giengen immer ihren Weg fort.

Die Angelegenheiten von Deutschland hatten unterdessen eine neue Gestalt bekommen. Der König von Preußen schloß, nachdem er den Großherzog von Toscana als Kaiser erkannt hatte, mit dem Hause Oesterreich Frieden. Man hat mir oft einen Einfall erzählt, welchen der Marschall von Belleisle hierüber gehabt hat. „Ich wußte es wohl, „sagte er, daß dieser Mann, der den Krieg so sehr „liebt, bey der ersten Gelegenheit, wo er seinen Vortheil finden würde, friedfertige Gedanken bekommen werde.„

Der Prinz von Soubise hat oft zu mir gesagt, „daß dieser Monarch den Pabst als Kaiser würde „erkannt haben, wenn irgend ein großer Herr in „Deutschland ihm nur hundert Morgen Landes ins „Gevierte hätte geben wollen.„ Der gedachte Friedensschluß brachte Frankreich den Vortheil zuwege, daß dadurch die Macht des Hauses Oesterreich vermindert wurde. Nur Italien schien darunter zu leiden: denn es war zu vermuthen, daß die Königinn von Ungarn, da sie nunmehro in Deutschland keine Schlachten mehr zu liefern hatte, suchen würde, jenseits der Alpen Gefechte zu veranlassen. Sie schickte

schickte einige Hülfe an Kriegsvölkern in die Niederlande; allein dieses hinderte den Marschall von Sachsen nicht, Brüssel einzunehmen. Damals reiste Ludwig XV. um die letzte Hand an die Eroberung der österreichischen Niederlande zu legen, nach Brabant, wo er sein Kriegsheer in eigner Person anführte.

Alles gieng daselbst glücklich und sehr schnell von statten. Die Gegenwart des Königs, und das Vertrauen, welches die Soldaten auf die Fähigkeiten des Marschalls von Sachsen setzten, machten alles leicht. Allein der Prätendent kam in Schottland nicht eben so gut fort; er floh daselbst vor dem Feinde, und überließ dem Herzoge von Cumberland fast immer das Schlachtfeld.

Unter diesen Umständen schrieb der Herr von Argenson durch eine dritte Person an die englische Regierung, um derselben den jungen Eduard zu empfehlen. Ein verständiger Mann hat mir nachher das Lächerliche an diesem Schreiben gezeigt: denn wenn man dieses Mittel ausdrücklich dazu ersonnen hätte, um diesen Prinzen ums Leben zu bringen, so hätte man durch kein andres seinen Endzweck so gewiß erreicht.

Dieser Staatsminister stellte ihn dem englischen Hofe als einen Anverwandten des Königs vor, dessen Person und Eigenschaften ihm ungemein werth wären. Man versicherte darinne, der König Georg sey ein viel zu billiger Fürst, als daß er das Verdienst des Sohns des Prätendenten nicht sehn sollte. Dieses Manifest sagte ferner den Engländern über-

haupt,

haupt, sie müßten an ihm die Gaben eines berühmten Patrioten bewundern. Hierauf schritt man zu den gefährlichen Folgen, welche für England daraus entstehen würden, wenn man mit dem jungen Eduard zu scharf umgienge, u. s. w. Man begriff nicht, daß diese Erklärung gerade eine derjenigen ganz entgegen gesetzte Wirkung, welche man sich vorsetzte, hervorbringen müsse. Das Verbrechen des Prätendenten bestand nicht darinne, daß er nach Schottland hinübergegangen, sondern daß er ein Bundsgenosse von Frankreich war. Leute, welche nach richtigen Schlüssen urtheilten, sagten: entweder der Prinz Eduard ist ein Rebell, oder der König Georg ist ein unrechtmäßiger Besitzer des Throns. Große Herren müssen weder den Rebellen einen Schutz zugestehen, noch sich so weit herablassen, daß sie den gewaltthätigen Besitzer einer Krone bitten.

Man behauptet, daß die Erfindung des gedachten Briefs von einem Cardinal herrühre, der, als ein Mitglied des heil. Collegii, dem Prätendenten dadurch einen sichern Rückzug verschaffen wollte; allein dieses war gerade das Mittel, ihm denselben zu versperren. Daher ließ auch England, ohne sich an dieses Manifest zu kehren, einigen Lords, welche die Partey desselben genommen hatten, die Köpfe abschlagen, und setzte selbst auf den Kopf des Prätendenten einen Preiß.

Während daß sich alle Fürsten von Europa bekriegten, ließen sie ihre Gesandten zu Breda zusammen kommen, um an dem Frieden zu arbeiten. Dieses war ein Zuwachs von Beschäfftigungen für die Cabi-

Cabinetter, welche sich zu gleicher Zeit kriegerisch und friedfertig bezeigten. Der Mangel an Staatsbedienten dauerte in Frankreich noch immer fort; man wußte nicht, wo man solche hernehmen sollte, welche geschickt wären, dem öffentlichen Unglücke abzuhelfen. Der Marquis von Argenson, welcher die auswärtigen Angelegenheiten besorgte, streuete nur Unordnung und Verwirrung unter denselben aus. Man trug die Verwaltung derselben dem Herrn von Puysieux auf, welcher sich damals zu Breda befand, wo er Befehl hatte, sich zu stellen, als wenn er an dem Definitif-Traktate arbeitete; dieses war aber nur eine Erdichtung, und im Grunde brauchte man ihn zu Versailles. Nach seiner Ernennung zu der gedachten Stelle sagte er zu dem Könige: „Sire, ich werde alles thun, was ich kann; „aber ich bitte Ew. Majestät zu glauben, daß ich „keine Wunderwerke verrichten kann.„

Der Marschall von Sachsen sagte auf eine scherzhafte Art, „nur ein Heiliger oder ein Teufel „können die Ordnung in der französischen Staats-„verwaltung wieder herstellen.„ Nachher hat ein gewisser Hofmann gesagt, wir müßten zwischen der Hölle und dem Paradiese neutral seyn, weil sich dieser nothwendige Heilige oder Teufel in Frankreich noch nicht gefunden hätte.

Der Marschall von Belleisle kam, nachdem er die Oesterreicher aus der Provence verjagt hatte, nach Versailles, um dem Könige von seinen Verrichtungen Bericht abzustatten. Dieser Mann, welcher ganz erpicht auf große Projekte war, schlug Lud-

wig

wig XV. deren viele vor, darunter das kleinste auf nichts geringers zielte, als Genua zu befreyen, Spanien den größten Theil von Italien zu unterwerfen, und den König von Sardinien seiner Staaten zu berauben, ꝛc. ꝛc.

Man schickte ihn in die Provence zurück, wo er seine Unternehmungen auf die Eroberung des kleinen Schlosses der Insel St. Margaretha einschränkte. Ein Mann von Verstande sagte letzthin zu mir, daß, wenn träumerische Anschläge und von der Einbildungskraft entworfene Plane einen Mann groß machen könnten, der Marschall von **Belleisle** der größte Mann von Europa seyn müßte.

Unterdessen wurde durch die Wahl eines Statthalters, welche die Republik Holland vornahm, die Fortsetzung des Kriegs ausgemacht. Ich sah **Ludwig** XV. über diese Nachricht etwas bestürzt: entweder weil ihn das Schicksal seines Volks rührte; oder weil die neue Erhöhung des Prinzen von Oranien seine Entwürfe in Unordnung brachte. Er sagte in meiner Gegenwart zu einem Hofmanne: „Diese Holländer sind entsetzliche Leute. Ich wollte, „daß dieser Staat tausend Meilen von den Gränzen „meines Reichs entfernet wäre: er allein macht mir „mehr zu schaffen, als das übrige Europa zusammen.„

Da also Frankreich weiter keine Hoffnung zur Neutralität hatte, suchte es die vereinigten Provinzen zu überziehen. Die Staatskundigen sagten, es sey nur dieses Mittel mehr übrig, um das Gleichgewicht in Europa wieder herzustellen, das es durch

die beständigen Vortheile der Engländer zur See verloren hatte.

Man arbeitete auch kräftig daran. Der König gewann die Schlacht bey Laufeld. Zu gleicher Zeit war man darauf bedacht, sich von Bergen-op-Zoom Meister zu machen. Man trug diese Unternehmung dem Grafen von **Löwendahl** auf, welcher versprach, dem Könige damit eine Verehrung zu seinem Geburtstage zu machen. Bergen-op-Zoom wurde erobert, und Holland zitterte darüber. Es hatte die Uebergabe dieses Platzes in die Classe der unmöglichen Dinge gesetzt. Diese Begebenheit zeigte, daß die Staatskunst im Kriege sich auf nichts verlassen müsse.

Der Friedens-Congreß, welcher zu Breda gehalten ward, wurde verändert und nach Aachen verlegt; allein in Ansehung der Belagerungen und Schlachten änderten die Höfe nichts in ihren Entschließungen. Mittlerweile daß die bevollmächtigten Minister die vorläufigen Artikel vestsetzten, warb man neue Kriegsvölker, und Frankreich rüstete sich mehr als jemals zum Kriege; allein es war sehr darüber verlegen, sich Soldaten zu verschaffen. Man hat mir versichert, daß es damals große Flecken in Frankreich gegeben habe, welche nicht einmal einen einzigen Mann von der Land-Miliz stellen konnten. Man sah sich genöthigt, verheyrathete Männer zu Soldaten zu machen: dieses hieß eben so viel, als die Nachkommenschaft bekriegen. Man ersonn auch alle Arten von Auflagen, um dem Mangel an Gelde abzuhelfen. Der General-Controlleur von Machault,

chault, welcher auf den Herrn Orry gefolgt war, schlug solche Geldmittel vor, welche alle auf den Untergang des Staats zielten. Das Parlament beklagte sich heftig darüber, und sagte öffentlich in seinen Vorstellungen, daß, wenn alle diese Finanz-Edikte, welche vorgeschlagen wurden, zur Ausübung gebracht würden, alles verloren sey; allein man antwortete demselben, daß man bey großen Uebeln auch gewaltsame Mittel brauche: und darauf schwieg es stille.

Endlich machte die Eroberung von Bergen-op-Zoom, welche Frankreich den Eingang nach Holland öffnete; und der Marschall von Sachsen, welcher der Republik ein Ende zu machen drohte; auf der andern Seite aber die mittäglichen Provinzen Frankreichs, welche aus Mangel der Erndte beynahe vor Hunger starben; alles dieses machte jedermann geneigt, die vorläufigen Artikel des Friedens zu unterzeichnen, auf welche gar bald ein Definitif-Traktat folgte. Diese Umstände der Völker sprachen kräftiger zur Empfehlung der öffentlichen Ruhe, als alle künstlich ausgesonnene Reden der bevollmächtigten Minister, welche zu Aachen versammlet waren.

Ich ließ mir den Friedens-Traktat zu Versailles vorlesen. Alle Artikel desselben schienen mir der damaligen Verfassung von Europa gemäß zu seyn; nur derjenige nicht, welcher Canada betraf. Ich fand, daß Commissarien, welche ernennt werden sollten, um diese große Angelegenheit auszumachen, sie nur noch mehr verwirren würden. Ich sprach davon mit dem Marschall von Belleisle, welcher mir sagte,

sagte, daß dieser Artikel ein Staats-Geheimniß sey. „Wir hätten ihm, fuhr er fort, eine andre Wendung geben können; allein diese ist uns die anständigste: sie läßt die Sachen in America in dem Zustande, in welchem sie sich jetzt befinden: und wir haben zwanzig wilde Nationen in Canada, welche uns rächen werden.„ Diese Rache kostete uns einige Jahre darauf unsre eigne Besitzung.

Der Prinz von Soubise sagte mir einige Zeit nachher, dieser Friede sey ein Sohn der Nothwendigkeit gewesen, und unter allen Fürsten, welche denselben unterzeichnet hätten, wäre kein einziger gewesen, der nicht die Fortsetzung des Kriegs gewünscht hätte. Ich konnte jedoch hierauf antworten, daß der König von Frankreich hierinne anders gedacht habe. Ich sah ihn seitdem weit aufgeräumter, als er es sonst war; die Freude, welche sich in seinem Herzen befand, brach auf seinem Gesichte aus.

Es wurde also damals ein Stillstand in dem öffentlichen Unglücke getroffen. Genua, welches sich immer noch gegen die Deutschen vertheidigte, und worinne der Herzog von Richelieu Befehlshaber war, legte die Waffen nieder. Die Spanier und Franzosen, welche bisher immer in Bewegung gewesen waren, um dem Don Philipp Besitzungen in Italien zu verschaffen, hörten auf Schlachten zu liefern: und man kam überein, daß bis zur Bekanntmachung des Definitif-Traktats alles ruhig bleiben sollte. Ich selbst erwartete denselben mit größerer Ungeduld, als alle Cabinetter von Europa. Der König hatte damals keinen bleibenden Aufenthalt;

die Vortheile seiner Krone und sein persönlicher Ruhm beschäfftigten ihn ganz in Flandern. Er kam nach Versailles nicht eher zurück, als nach dem Ende eines Feldzuges. Ich hätte gern meine besondre Zufriedenheit dem Wohle des Staats aufgeopfert; allein die Belagerungen und Schlachten vermehrten nur die öffentliche Noth.

Um die Mittel zu haben, den Frieden unterzeichnen zu können, mußten neue Lotterien errichtet, und neue Auflagen gemacht werden: mithin fieng sich die Erleichterung des Reichs damit an, daß es noch einmal erschöpft wurde.

Der Sohn des Prätendenten, den jedermann vergessen hatte, erschien damals wieder auf dem Schauplatze. Da er sich leicht vorstellte, daß niemand bey dem Congresse zu Aachen an ihn denken würde: so fieng er erstlich an, wider alles zu protestiren, was man daselbst vornehmen würde; man achtete ganz und gar nicht auf das Manifest, welches er deswegen anschlagen ließ, und man unterzeichnete von beyden Theilen, ohne sich an seine Protestationen zu kehren. Nach dieser Widersetzung wagte er noch eine größere zu Paris, indem er den Befehlen des Königs widerstand.

Es war einer der ersten Vergleichs-Punkte gewesen, welche zwischen England und Frankreich waren vestgesetzt worden, daß der Sohn des Ritters von St. Georg das Königreich verlassen sollte. Ludwig XV. ließ ihm mehrmals sagen, daß er sich durchaus nicht entbrechen könnte, diesen Vergleichs-Punkt zu erfüllen. Der Prinz Eduard aber antwortete

wortete denenjenigen, welche ihm dieses zuerst hinterbrachten, mit ausdrücklichen Worten, daß er nicht gehorchen würde. Man hat mir die Entschuldigung öfters erzählt, deren er sich bediente, warum er sich nicht nach dem Willen des französischen Monarchen richtete. „Der König von Frankreich, sagte „er, hat mir versprochen, daß ich stets eine Freystatt „in seinen Staaten finden sollte; ich habe die Versicherung davon, welche er mit eigner Hand unterzeichnet hat, in meiner Tasche. Ein Fürst, welcher auf Ehre hält, weis, wozu ein gegebnes Versprechen verpflichte, und was vor einem Rufe er sich „aussetze, wenn er dasselbe nicht erfüllt.„

Er pflog mit dem Könige eben so Unterhandlungen, wie mit einem Privat-Edelmann. Er vergaß, daß die großen Herren ihre Zusage brechen können, ohne dadurch ihrer Ehre zu schaden, wenn die Wohlfahrt ihres Volks ein solches Betragen von ihnen verlangt. Der Sohn des Prätendenten wurde, da er in die Oper gieng, in Verhaft genommen. Das Schicksal dieses jungen Prinzen rührte mich. Man hatte ihn, da er nach Frankreich gekommen war, überaus wohl empfangen. Ich sprach mit dem Könige davon, welcher mir beynahe im Zorne antwortete: „Was wollen Sie denn, Madame, daß ich „thun soll? Soll ich wegen des Prinzen Eduard „den Krieg mit ganz Europa fortsetzen? England „will nicht, daß er sich in meinen Staaten aufhalte. „Es hat nur unter dieser Bedingung den Frieden „unterzeichnet. Sollte ich deswegen die Friedens-„Unterredungen zu Aachen abbrechen, und mein

„Volk vollends zu Grunde richten, weil der Aufent-„halt zu Paris dem Sohne des Prätendenten ge-„fällt.„

Man muß gestehen, daß man niemals eine solche Hartnäckigkeit gesehen hat, als dieser Prinz bezeigte. Der König schickte ganz Paris zu ihm, um ihm den Zustand der Sachen vorzustellen, und ihm zu bezeigen, wie leid es ihm sey, daß er genöthigt werde, ihn von seinem Hofe zu entfernen. Allein er antwortete denenjenigen, welche im Namen des Königs mit ihm sprachen, nur durch Drohworte. Der Graf von Maurepas redete ihn in folgenden Ausdrücken an:

„Der König ist von Schmerz durchdrungen, in-„dem er sich genöthigt sieht, Ew. Hoheit zu bitten, „seine Staaten zu verlassen. Ich komme in seinem „Namen, um Ihnen zu versichern, daß gar keine „andre Betrachtung als diejenige, welche die Glück-„seligkeit seiner Unterthanen betrifft, ihn dazu würde „bewogen haben, diesen Schritt zu thun. Sie „würden gesehen haben, daß er Ihre Rechte unver-„brüchlich vertheidigt hätte, wenn ihn nicht eine ge-„wisse unglückliche Wendung der Kriegs-Angelegen-„heiten nöthigte, der Zeit zu weichen. Die größten „Monarchen können nicht immer dasjenige ausrich-„ten, was sie gern wollten. Sie haben gewisse „bedenkliche Augenblicke, da ihnen die Staatskunst „befiehlt nachzugeben. Eure Hoheit wissen, daß „das Haus Bourbon, seit der unglücklichen Zeit, da „die Familie von Stuard die englische Krone ver-„lor, sich öfters viele Mühe gegeben hat, ihr dieselbe

„wieder

„wieder aufzusetzen. Sie müssen ihm für seine Ge-„sinnungen Dank wissen, ohne sein jetziges Unver-„mögen zu tadeln. Ich wollte, daß Sie ein Zeuge „von der Unterredung gewesen wären, welche er mit „mir damals gehalten hat, da er mich in sein Cabi-„net rufen ließ, und mir auftrug, Ihnen den Be-„fehl, sein Reich zu verlassen, anzuzeigen: Sie wür-„den gewiß von seinem Zustande gerührt worden „seyn. Ihre Umstände machen einen starken Ein-„druck bey ihm; allein er kann sich dem Schicksal „nicht widersetzen, und es sollte ihm äußerst leid „seyn, wenn Sie ihn nöthigten, ein gewaltsames „Mittel zu ergreifen.

„Ludwig XV. hat mich zu Ihnen nicht als „König, nicht als Herr, sondern als Bundsgenosse „und als Freund geschickt. Er thut noch mehr: er „hat mir aufgetragen, Sie als um eine Gefälligkeit „darum zu bitten, daß Sie seine Staaten verlassen „mögen.„

Die Antwort des Prinzen Eduard war von einer sehr bündigen Kürze: er zog eine Pistole aus der Tasche, und versicherte dem Minister, daß er den ersten, der ihn in Verhaft nehmen wollte, umbringen würde. Der Erzbischof von Paris sprach auch mit ihm im Namen Gottes und des Pabstes; allein die Religion machte nicht mehr Eindruck bey ihm, als die Bewegungsgründe der Staatskunst. Man mußte daher endlich dasjenige Mittel ergreifen, welches der König vermeiden wollte. Der Sohn des Ritters von St. Georg wurde, da er eben in die Oper gieng, in Verhaft genommen.

Die Feinde von Frankreich unterließen nicht, über diese Gewaltthätigkeit ein Geschrey zu erheben, der sie den Namen der verhaßtesten Beleidigung beylegten.

Man durchsuchte das Haus des Prinzen, und fand, daß er es in ein Zeughaus verwandelt hatte. Er hatte Waffen genug, um eine ganz förmliche Belagerung auszuhalten. Man sagte damals bey Hofe, er sey entschlossen gewesen, sich allein wider ein ganzes Regiment zu wehren, und darauf Feuer an ein Fäßchen Pulver zu legen, neben welchem noch andre standen, um sich mit dem Hause, welches er bewohnte, in die Luft zu sprengen. Bey dieser Erzählung gab der König zur Antwort: Das war Tapferkeit sehr am unrechten Orte!

Ganz Frankreich freuete sich gleichwohl über den Frieden, und es gab nur zwo Personen in dem Königreiche, welche mit demselben nicht zufrieden waren. Diese beyden Personen waren die Marschälle von Sachsen und von Löwendahl. Der erstere bezeigte darüber dem Kriegs-Minister sein Mißvergnügen.

„Wir waren, sagte er, nach der Schlacht bey „Fontenoy im Begriff, uns Holland zu unterwerfen, „und dieser Republik ein Ende zu machen, welche „immer die Quelle von den Uneinigkeiten in Europa „ist: denn diese Kaufleute fangen mit ihrem Seewe„sen und ihren Reichthümern beständig Händel an. „Sie sind die nothwendigen Bundsgenossen der „Engländer, unsrer natürlichen Feinde. Das große „Werk ihrer Zerstörung war beynahe geendigt;

„warum

„warum haben wir es nicht ganz zu Stande ge„bracht? läßt man diesen Republikanern noch Zeit, „sich zu verstärken, so werden sie eben so kühn und „unternehmend seyn, als ehemals: und vielleicht „wird eine Zeit kommen, da Frankreich mit allen „seinen Kräften sich von ihnen keine Genugthuung „wird verschaffen können. Wenn man Holland „zerstört, so schneidet man England seinen rechten „Arm ab: und der französische Staatsrath weis „wohl, daß sich seine ganze Staatskunst darauf zu„sammen ziehen müsse, die Engländer zu schwä„chen.

„Wozu dient der Sieg von Fontenoy? Was „vor einen Vortheil zieht Frankreich aus der Ero„berung von Bergen-op-Zoom? Alle diese ausneh„mende Bemühungen der Tapferkeit, so viele be„rühmte Officiers, welche in den Flandrischen Feld„zügen das Leben verloren haben, sind für das Reich „ganz vergebens gebraucht worden. Wenn man am „Ende diese Plätze wieder zurückgeben, und die Hol„länder nebst dem Hause Oesterreich wieder in eben „denselben Zustand versetzen wollte, in welchem sich „beyde vor dem Kriege befanden, so hätte man bes„ser gethan, ruhig zu sitzen. Frankreich hat, indem „es seine Eroberungen zurückgegeben hat, sich selbst „betriegt. Es ist durch seine eigne Siege zu Grunde „gerichtet worden. Seine Feinde haben den alten „Grad von Macht beybehalten; Frankreich allein „hat sich geschwächt. Es hat eine Million Unter„thanen weniger, und fast gar keine gewissen Ein„künfte mehr.„

Diese Reden kamen dem Könige zu Ohren, welcher darauf antwortete: „Ich erkenne daran den „Ausdruck der obersten Herren Befehlshaber. Ihre „Staatskunst hat es nur mit glühenden Kugeln zu „thun.„

Der Graf von St. Severin d'Arragon, welcher den Frieden geschlossen hatte, nahm es über sich, zu beweisen, daß die angeführten Urtheile ungegründet wären. Der König hat mir die Vorstellungen oft wiederholt, welche er ihm bey dieser Gelegenheit gemacht hat. „Sire, sagte er zu ihm, die Erobe„rung von Holland machte keinen Theil von dem „Plane dieses Kriegs aus. Die ganze Staatskunst „von Frankreich hatte sich darauf eingeschränkt, daß „man die Holländer verhindern wollte, die Partey „der Feinde zu nehmen. Nicht, um dieser Repu„blik ein Ende zu machen, sondern um sie zu fried„fertigen Gesinnungen zu bringen, hatte man Bela„gerungen vorgenommen und Schlachten geliefert. „Man hat also die Absicht des Staatsraths erfüllt, „wenn man sie nöthigt, die Waffen niederzulegen.

„Ew. Maj. Feldherren streuen aus, man habe „sich nach der Schlacht bey Fontenoy, und nach der „Einnahme von Bergen-op-Zoom, der vereinigten „Niederlande bemächtigen, und die ganze Verfas„sung dieses Staats verändern können. Allein sie „irren sich hierinne: die Verzweiflung giebt unüber„windliche Waffen an die Hand. Man verliert „seine Eroberung ganz gewiß, wenn man ein Volk „in die Nothwendigkeit versetzte, völlig bezwungen „zu werden. Die unumschränkten Herrschaften,

„welche

„welche einmal aufgerichtet sind, zerstören sich ein-
„ander nicht mehr: sie dienen einander zum Gegen-
„gewichte. Wenn eine einzige derselben in die Ge-
„walt der andern käme, so würde das ganze Gleich-
„gewicht von Europa unterbrochen seyn. Es kom-
„men im Kriege keine von jenen entscheidenden
„Streichen mehr vor, welche zu den Zeiten der Rö-
„mer die Gestalt der politischen Welt veränderten.
„Man bemächtigt sich wohl einer Provinz; aber
„man unterwirft sich kein ganzes Königreich mehr.

„Wenn man auch voraussetzte, Sire, daß die
„Hitze von Dero Kriegsvölkern den ordentlichen
„Gang überschritten, und Holland eingenommen
„hätte: so würde diese unnütze Eroberung nur dazu
„gedient haben, Frankreich in eine neue Verwirrung
„zu stürzen. Der ganze europäische Staats-Kör-
„per würde Denenselben den Krieg erklärt haben.
„Schon lange haben die großen Mächte eine gewisse
„Eifersucht gegen das Haus Bourbon, und suchen
„Gelegenheit, demselben einen gewaltigen Streich
„zu versetzen.

„Die feine Staatskunst macht kein Aufsehen,
„sondern geht durch Umwege zu ihrem Endzwecke.
„Man muß die Holländer unmerklich schwächen; sie
„aber niemals zerstören. Ihr Staat ist eine Vor-
„mauer gegen die großen nordischen Mächte. Sie
„bewahren vor den Einfällen der Deutschen, welche
„die Römer selbst nicht zurück halten konnten, und
„welche endlich das römische Reich zernichteten.

„Allein man spricht nur von der Leichtigkeit, mit
„welcher wir sie hätten zu Grunde richten können,

„und sagt nichts davon, wie leicht wir selbst beynahe „wären zu Grunde gerichtet worden. Die Unordnung der Finanzen, die Entvölkerung des Staats, „und der Mangel an Lebensmitteln, dieses, Sire, „sind die Ursachen, welche mich bewogen haben, das „große Werk des Friedens zu Stande zu bringen.

„Der General-Controlleur der Finanzen hat „mir gesagt, er wisse nicht mehr, wo er Geld ausfindig machen solle. Die Intendanten der Provinzen haben der Kriegs-Canzley gemeldet, es sey „unmöglich, neue Soldaten auszuheben; und der „Intendant von Guienne hat geschrieben, seine Provinz sey im Begriff, Hungers zu sterben. Sehen „Sie, Sire, drey wichtige Bewegungsgründe, „welche mich angetrieben haben, den Schluß des „Friedenstraktats zu beschleunigen.„

Diese Gründe überzeugten die meisten von den großen Kriegsbedienten keinesweges, als welche noch immer sich herumschlagen wollten. Sie hatten sich gewisse Hoffnungen gemacht, welche sie durch den Frieden verloren. Ludwig XV. sagte eines Tages zu mir, indem er von dieser Materie sprach, er habe keinen General unter seinen Kriegsvölkern, welcher nicht den Staat für einen Marschalls-Stab von Frankreich aufopferte.

Der König, welcher den Marsall von Sachsen belohnt hatte, vergaß auch den Grafen von St. Severin nicht. Er wurde zum Staats-Minister ernannt. Dieser Graf war kein großer Geist; er hatte aber einen richtigen gesunden Verstand, der ihm anstatt erhabner Einsichten diente. Er gieng in

in den Geschäfften bedachtsam, aber sicher. Sein geometrischer und langsamer Geist war eben deswegen desto geschickter, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche die hitzigen und geschäfftigen Köpfe immer aufhalten. Er hatte in seinem Gemüthe gar keine Bewegung; alle seine Leidenschaften waren politischen Gesetzen unterworfen. Der Zorn, das ungestüme Auffahren und alle andre kleine Kennzeichen der Einbildung, nach welchen die andern Staatsbedienten handeln, waren ihm unbekannt. Er nannte dieses die umgekehrte Seite von der Münze des bevollmächtigten Ministers. Bey einer Staats-Unterhandlung gieng er gerade zu auf seinen Endzweck los, ohne sich auf dem Wege aufzuhalten. Er liebte den Frieden aus Geschmack an demselben, und arbeitete an einem Definitif-Traktat aus Neigung, &c. &c.

Der Marschall von Belleisle sagte mir, er finde an diesem Grafen einen großen Fehler, nämlich diesen, daß er die großen Kriegsbedienten nicht genugsam achtete: denn man kann doch, setzte er hinzu, nicht anders einen guten Frieden schließen, als nach vielen Siegen. Es ist nicht der bevollmächtigte Minister, sondern der Feldherr, welcher die Schlachten gewinnt.

Jedoch Frankreich konnte weiter nicht Krieg führen: Die Mittel, welche man angewandt hatte, denselben fortzusetzen, waren so gewaltsam, daß sie alle Triebfedern von den Kräften des Staats zersprengt hatten. Die Staatsminister beklagten sich sehr über den Zustand von Frankreich, und sagten öffent-

öffentlich nach dem Frieden, sie wüßten nicht, wo sie bey der Staatsverwaltung anfangen sollten.

Zu Paris offenbart sich eben das allgemeine Elend nicht am meisten. Es giebt in dieser Hauptstadt immer eine gewisse üppige Pracht, welche die öffentliche Dürftigkeit verbirgt. Die Armuth selbst erscheint daselbst in Stickereyen und Bändern, während daß sie sich in dem übrigen Frankreich ganz nackend zeigt. Der Hof hatte in die Provinzen geschrieben, um den Zustand der Sachen daselbst zu erfahren. Der Marschall von Belleisle hat mir verschiedne schriftliche Aufsätze von dieser Zeit gezeigt, welche die Intendanten der Provinzen nach Versailles geschickt hatten.

Der erste Aufsatz war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

Gnädiger Herr!

„Sie fragen mich um den Zustand der Finan„zen in dieser Provinz: ich werde geschwind mit „meiner Arbeit fertig seyn, es giebt hier gar keine „Finanzen mehr. Ich glaube nicht, daß man hun„derttausend Livres baares Geld in dieser Provinz „finden könne. Alle Stände sind mit einander ver„mengt, weil die Armuth allgemein ist. Die Louis„d'or werden in dieser Gegend bald seltne Stücke wer„den, welche man nur in den Cabinettern der Lieb„haber antreffen wird.„

Das andre Schreiben ist von dem Intendanten einer natürlich sehr fruchtbaren Provinz, wo

aber

aber der Mangel an Gelde den Anbau verhinderte. Er wandte sich in folgenden Ausdrücken an den Minister:

Gnädiger Herr!

„Ich kann Ew. Excellenz das Elend, welches in „dieser Provinz herrscht, nicht beschreiben. Die „Ländereyen bringen beynahe gar nichts ein. Die „meisten Haushälter haben dieselben verlassen, weil „sie von dem Eintrag derselben nicht leben können. „Einige von ihnen sind Bettler, andre Soldaten ge„worden, und viele haben sich in die auswärtigen „Länder begeben. Der Adel befindet sich eben so „wenig in guten Umständen: er hat kaum so viel, „daß er die Auflagen bestreiten kann, welche er ab„tragen muß.

„Von funfzehnmal hunderttausend Morgen an„gebauten Landes, welche sonst diesem Volke Unter„halt verschafften, sind jetzt sechsmal hunderttausend „gemein geworden. Ew. Excellenz können hieraus „das Leere ersehen, welches in dem allgemeinen Un„terhalte entstanden ist. Ein Dorf, welches vor „dem Kriege funfzehn hundert Einwohner ernährte, „kann jetzt kaum Lebensmittel für sechs hundert „verschaffen; und eine einzelne Familie, welche im „Stande war, sechs Kinder und eben so viele Ar„beitsleute zu ernähren, kann jetzt nur fünfen Nah„rung verschaffen. Das Vieh hat im Verhältniß „gegen die Menschen auch abgenommen. Auf dem „Lande fehlt es daran, um das Feld zu bauen, und

„in

„in den meisten Dörfern müssen die Menschen die „Arbeit der Ochsen verrichten.

„Ich bin bis zu der Quelle dieser Unordnung zu„rückgegangen, und ich habe gefunden, daß das Ue„bel von dem allgemeinen Mangel an Gelde her„kommt. Um den Folgen dieses Verfalls des „Landbaues vorzubeugen, müßte sich der Hof ent„schließen, dieser Provinz funfzehnmal hunderttau„send Livres als ein Darlehn vorzuschießen, welche „über die armen Einwohner geometrisch eingetheilt „werden müßte. Dieses ist nach meiner Einsicht „das einzige Mittel, um noch größeres Uebel zu „verhüten.„

Der dritte von diesen Aufsätzen kam von einem Intendanten, welcher sich folgendergestalt über die Entvölkerung ausdrückte:

Gnädiger Herr!

„Die Unterthanen des Königs nehmen in die„ser Provinz täglich ab. Bald wird es in dersel„ben keine Einwohner mehr geben. Ich habe den „Pfarrern der Kirchspiele befohlen, mir das Ver„zeichniß der Getauften und Begrabnen zu brin„gen: und ich habe gefunden, daß die Anzahl der „Gestorbnen größer ist, als die Zahl der Lebenden. „Solchergestalt habe ich ausgerechnet, daß, wenn „diese Entvölkerung zwanzig Jahre fortwähret, und „mir Gott während dieser Zeit das Leben läßt, ich „mich ganz allein in dieser Provinz befinden werde. „Funfzehn Jahre vor der letzten großen Verände„rung in den Staats-Einkünften gab es funfzehn„mal

„mal hunderttausend Einwohner in diesem Bezirke;
„jetzt zählt man deren kaum neunmal hunderttausend. Und wie könnte dieses anders seyn, Gnädiger Herr? Unter funfzig Unterthanen des Königs giebt es kaum zween, welche zu leben hätten; die übrigen sind genöthigt umzukommen. Es verheyrathet sich fast niemand mehr; die üppige Wollust allein bringt Kinder hervor.

„Ich kann Ew. Excellenz dawider gar kein Mittel angeben. Bey den bedenklichen Umständen, in welchen sich unsre Monarchie jetzt befindet, kann Gott allein sie aus dem Abgrunde herausziehen, in welchen sie das Unglück gestürzt hat.„

Die vierte Vorstellung rührte von einer Seestadt her, welche sich durch ihren Abgeordneten folgendermaaßen gegen die Regierung erklärte:

„Die Handelschaft, welche seit vielen Jahren in einem schmachtenden Zustande war, ist in einen gänzlichen Verfall gerathen. Unsre Staaten sind in unsern Häfen dem Staate und den Privatpersonen, denen sie zugehören, unnütz. Wir haben beynahe nichts auszuführen; was unser Land hervorbringt, ist kaum für uns hinlänglich; und unsre Manufakturen tragen gar nichts ein. Die Engländer und Holländer führen fast unsre ganze Handlung.

„Alle unsre Capitalisten, welche durch die Ausrüstung unsrer Schiffe unser Seewesen in Aufnahme brachten, sind durch den Krieg zu Grunde gerichtet worden. Diejenigen, welche sonst zehn Schiffe auslaufen ließen, schicken jetzt kaum eins

„ab.

„ab. Beyde Meere sind mit fremden Seegeln be-
„deckt, und die weiße Flagge fängt an, auf dem
„Weltmeer unbekannt zu werden.

„Alle andre Nationen verfahren Waaren für
„Frankreich; Frankreich allein verfährt keine für
„irgend jemanden. Dieses allgemeine Erstarren,
„welches andern Völkern die Arme in Bewegung
„setzt, stürzt das Seewesen in eine völlige Schlaf-
„sucht, rc. rc.„

Das Seewesen war gänzlich zu Grunde gerich-
tet; man hatte keine Schiffe mehr, denn die Eng-
länder hatten sie fast alle weggenommen: es waren
nur in den Häfen einige Schiffe übrig, welche sich
außer Stand befanden, Dienste zu thun. Die Geld-
summen, welche man zur Ausrüstung von Flotten
bestimmt hatte, waren völlig verzehrt; wenn man
aber auch Geld gehabt hätte, so fehlte es an Matro-
sen. Die meisten derselben waren als Gefangne
gestorben, und diejenigen, welche dem Schwerte
des Feindes entgangen waren, waren vor Elend
umgekommen. Frankreich, welches an Menschen
erschöpft war, konnte keine Seeleute hervorbringen.

Der Marschall von Belleisle, welcher sich um
alle besondre Untersuchungen bekümmerte, sagte ei-
nes Tages zu dem Könige in meiner Gegenwart:
„Sire, wenn alle Mächte Denenselben den Krieg
„erklärten, so wollte ich in Dero Staaten ein Kriegs-
„heer von fünfmal hunderttausend Soldaten aus-
„heben, um ganz Europa die Spitze zu bieten; aber
„wenn ich gegen eine Flotte von hundert englischen
„Schiffen von der Linie zu fechten hätte, so wüßte
„ich

„ich nicht, wo ich zwanzig tausend Matrosen herneh„men sollte.„

Ein andres Unglück, welchem man nicht abhelfen konnte, war die nöthige Abdankung der Kriegsvölker. Hundert und funfzig tausend Unterthanen, welche für die Krone gefochten hatten, befanden sich beym Frieden ohne Unterhalt. Die meisten dieser Kriegsleute hatten vor dem Kriege eine Haushaltung geführt; allein nach dem Frieden führten sie dieselbe nicht fort. Ich habe den Marschall von Noailles öfters sagen gehört, daß ein Ackersmann, welcher seinen Pflug verläßt, um Soldat zu werden, nicht wieder zu demselben zurückkehrt, wenn er abgedankt worden ist: und er setzte hinzu, daß, wenn hunderttausend Haushälter in einem Reiche die Hände in den Schooß legen, hunderttausend andre arbeiten müssen, um ihnen Brod zu verschaffen: indem sonst der Hunger in der Monarchie einreißen, und der Staat verloren seyn würde.

Man machte einige Verordnungen, um die Unordnung zu verhüten, welche diese abgedankten Kriegsvölker zu stiften im Begriff waren; allein das Gegenmittel war schädlicher, als das Uebel selbst.

Unter allen Ausgaben, wodurch der Staat erschöpft wurde, waren die Belohnungen der Kriegsbedienten die stärkste. Man mußte Geld ausfindig machen, um den Muth und die Tapferkeit baar zu bezahlen: denn die Kriegsleute sind unbarmherzige Gläubiger. Ehemals war das Ludwigs-Creuz hinlänglich; allein die Officiers haben gefunden, daß ein Jahrgeld schönen Thaten mehr Ansehen ertheile.

Es wurden mehr als zehn tausend Jahrgelder auf den königlichen Schatz angewiesen. Ein Mann vom geistlichen Stande, den ich zuweilen die Aufsätze lesen ließ, welche man mir hierüber zuschickte, um sie dem Könige zu übergeben, sagte zu mir, der Ruhm, welcher mit vortrefflichen Thaten verbunden ist, müsse in Frankreich nicht viel zu bedeuten haben, weil die Kriegsbedienten denselben nicht zur Belohnung haben wollten. Der Erzbischof von Paris pflegte zu sagen, die Siege kosteten dem Staate mehr, als die Niederlagen.

Diejenigen, welche Belohnungen verlangten, erzählten ihre geleisteten Dienste mit einer stolzen Bescheidenheit, welche den Hof verdrießlich machte. Diejenigen darunter, welche ein Glied verloren hatten, waren insonderheit unerträglich. Einer von diesen, welcher mehrmals nach Hofe gereist war, um ein Jahrgeld zu erhalten, sagte eines Tages in Gegenwart vieler auswärtiger Gesandten zu mir: „Madame! da mir der König einen Arm, den ich in seinen Diensten verloren habe, nicht wiedergeben kann, so mag er mir wenigstens Geld geben.„

Da einmal ein Officier aus Deutschland angekommen war, um dem Hofe die Nachricht von dem Verluste einer Schlacht zu bringen, so sagte der König: Gott Lob, dieses mal werde ich von dem ungestümen Anhalten um Belohnungen befreyt bleiben. Allein er betrog sich: funfzehn hundert Officiers, welche in dieser Schlacht nicht umgekommen waren, erschienen zu Versailles, um sich das Recht ihrer Gegenwart bezahlen zu lassen.

Ein Lieutenant von den Grenadiers, welchem der Kriegs-Minister das Ordens-Creuz ohne ein Jahrgeld hatte geben lassen, sagte zu ihm: „Gnädi„ger Herr, Ew. Excellenz haben das Zeichen meines „Muthes an mein Knopfloch gehängt; allein Sie „haben den wirklichen Werth von meiner Tapfer„keit vergessen.„ Er wollte damit so viel sagen, daß er ein Jahrgeld brauchte.

Man sieht in Frankreich Kriegsbediente, welche ansehnliche Einkünfte genießen, weil sie bey fünf oder sechs Schlachten zugegen gewesen sind; unterdessen daß die Unterthanen des Staats sich zu Grunde gerichtet haben, um die Kriegs-Unkosten herbey zu schaffen. Auf diese Art schlagen die besten Stiftungen in Mißbräuche aus.

Nach den Jahrgeldern war man darauf bedacht, die Finanzen wieder in Ordnung zu bringen, welche sich in einer abscheulichen Verwirrung befanden. Diejenigen, welche die französische Historie verstanden, behaupteten, daß die Monarchie seit zwanzig Regierungen nicht in so tiefen Schulden gesteckt habe, als damals. Die Schulden der Nation waren unermeßlich: man mußte einen Plan vestsetzen, um dieselben abzutragen. Man ersann eine Schuld-Tilgungs-Casse; als man aber die dazu nöthigen Summen suchte, fand man, daß die Gelder der Krone bereits alle zu Unterpfändern verschrieben wären. Ich war eine Zeuginn von der Verlegenheit des Königs, als ihm die Minister und Staats-Räthe den Zustand der Sachen vorstellten. „Meine Herren, sagte er zu ihnen, man hätte mir lieber ra-

then sollen, den Krieg nicht zu führen, als solches unter so beschwerlichen Bedingungen zu thun.„ Man hob zwar einige Taxen auf; allein man ließ viele Auflagen stehen, welche man nur eingeführt hatte, um die Unkosten des Kriegs zu bestreiten, und welche doch auch beym Frieden fortwährten, rc. rc.

In einer solchen Lage befand sich Frankreich nach dem Friedensschlusse von Aachen. Die innerlichen Geschäffte der Krone befanden sich in keinem bessern Zustande. Die Staatsbedienten hatten sich während des Kriegs ein uneingeschränktes Ansehen angemaaßt; sie waren in ihren Canzleyen despotisch geworden, und begegneten den Unterthanen mit jener Härte, welche aus einer Macht zu entstehn pflegt, die keine Gränzen hat.

Während daß man sich in ganz Europa zu dem allgemeinen Frieden Glück wünschte, erfuhren wir zu Versailles, daß die Engländer an Georg II. Händel suchten, weil er die Friedens-Vorschläge von Frankreich angenommen hatte. Das Parlament verlangte von ihm, daß er eine Abschrift von allen Anträgen, welche zum allgemeinen Frieden geschehen wären, den beyden Cammern möchte vorlegen lassen.

Der Marschall von Sachsen, welcher zugegen war, als man dieses dem Könige erzählte, sagte darauf: „Sire, diese Leute sind sehr zänkisch; sie „haben mit uns Friede gemacht, und da es ihnen „nun an andern Feinden fehlt, so bekriegen sie ihren „König.„ Ich habe von geschickten Staatskundigen gehört, daß diese besondere Zwistigkeit, welche in

Groß-

Großbritannien zwischen dem Könige und den Unterthanen obwaltet, der Grund der allgemeinen Einigkeit sey.

Unterdessen hatte nach dem Frieden alles seine Gestalt zu Versailles verändert. Man hatte daselbst kein so geschäfftiges Ansehen mehr, welches das Vergnügen düster macht; man expedirte daselbst nicht mehr so viel, und der König war wieder zu sich gekommen. Diese Ruhe des Hofs stiftete in der Stadt eine große Bewegung. Viele Frauenspersonen machten seitdem einen Anschlag auf das Herz des Königs.

Unter diesen war eine gewisse Frau la Poupeliniere, welche an einen Financier verheyrathet war, der sie aus dem kriechenden Zustande hervorgezogen hatte, aus welchem er selbst gekommen war. Sie bewohnten einen bezauberten Pallast zu Passy, in welchem sich die schlechteste Gesellschaft von Paris täglich einfand.

Man hat mir mehrmals gesagt, daß diese Frau in Ohnmacht gefallen sey, so oft man nur meinen Namen in ihrer Gegenwart genannt habe. Sie sagte, ich hätte ihren Rang bey Hofe eingenommen, ich besäße ihre Stelle bey dem Könige, und alle Ehrenbezeigungen, welche man mir zu Versailles erwiese, gebührten ihr von Rechtswegen. Sie wollte durchaus die Geliebte Ludwigs XV. werden.

Der Herzog von Richelieu hatte ihr diesen Vorsatz in den Kopf gesetzt; unterdessen versuchte er ihr Herz, und bemühte sich, es zur Zärtlichkeit geschickt zu machen. Man gab diesem Liebeshandel

ein geheimnißvolles Ansehen. Der Herzog schlich sich des Nachts durch eine Oeffnung, welche man in dem Camin angebracht hatte, in das Zimmer der Dame. Richelieu versicherte ihr, daß diese Oeffnung sie mit der Zeit in die geheimen Zimmer von Versailles führen werde. Diese Frau also überließ sich, um sich ihres Königs desto würdiger zu machen, unterdessen der Wollust eines seiner Unterthanen; allein ein mißvergnügtes Cammermägdchen entdeckte das ganze Geheimniß. Der Financier, welcher schon seit einiger Zeit seine Frau los zu werden suchte, bediente sich dieser Gelegenheit dazu. Er machte das Publicum zum Zeugen seiner Schande. Ganz Paris lief hin, um die Schande seines Ehebettes zu sehen.

Der Liebhaber, welcher ihrer vielleicht eben so überdrüßig geworden war, als der Mann, machte sich nichts aus dieser Entdeckung; er begab sich nach Versailles, und bildete sich nicht ein, daß der Hof schon das geringste davon wüßte. Allein ich hatte eine Stunde vorher von seinem Abentheuer Nachricht bekommen, ehe es bekannt geworden war. Der König befand sich allein in meinem Zimmer, als er hineintrat. „Sire, sagte ich, der Herr Herzog von „Richelieu, welcher hier kommt, ist in Liebeshän„deln der allergeheimste Agent, den es in Europa „giebt; denn, um mit den Damen, welche er Ew. „Majestät gern bekannt machen möchte, recht im „Verborgnen zu reden, steigt er durch ein Loch des „Camins zu ihnen hinein.„ Der König fragte mich, was dieses vor ein Räthsel sey; ich gab ihm sogleich

die Erklärung davon; wir lachten sehr darüber, und Richelieu war der erste, welcher darüber scherzte.

Es faßten noch andre Frauenspersonen den Vorsatz, in die geheimen Zimmer von Versailles zu gelangen: und sie kamen wirklich in dieselben, ohne daß sie nöthig gehabt hätten, durch unterirrdische Gänge zu wandern. Ludwig XV. hatte einen herrschenden Geschmack an dergleichen vorübergehenden Liebes-Verständnissen, welche sich mit dem Besitze anfangen, und auch endigen; allein diese Angewohnheit schadete derjenigen nichts, in welcher er mit mir stand; und er kam immer, beständiger als jemals, zu mir zurück.

Seit dem Frieden fand der Graf von Maurepas seine Lust daran, sich allem, was bey Hofe vorgieng, zu widersetzen, und lächerliche Abschilderungen davon zu machen. Er hatte bey seinen Abendmahlzeiten eben so wohl seine Aufwartung als der König, und dabey giengen alle Abende comische Auftritte über die Krone vor.

Wir hatten seit meinem Aufenthalte zu Versailles viele Händel mit einander gehabt, bey welchen er mir sehr übermüthig und trotzig begegnet war. Dieser Minister vergaß unter seiner ungestümen Hitze seinen Rang, und bediente sich Ausdrücke, welche eines Mannes, der eine solche Stelle bekleidete, unwürdig waren. Ich hatte mich darüber bey dem Könige nur obenhin beklagt: denn ich wollte einen Mann, der dem Staate nützlich war, schonen.

Man hat in der Welt ausgestreuet, ich hätte gleich nach meiner Ankunft zu Versailles den Vor-

faß gefaßt, diesen Minister zu stürzen. Es ist aber nicht möglich, daß mir dieser Gedanke in den Kopf gekommen seyn sollte. Der König hatte, indem er mir die Personen, welche die vornehmsten Bedienungen verwalteten, abschilderte, von dem Grafen von Maurepas vortheilhaft mit mir gesprochen: dieses allein war mir hinlänglich, um seine Freundinn zu seyn. Allein die harte und beständige Arbeit, der er sich seit mehr als dreyßig Jahren ergeben hatte, hatte seinen Geist streng und zum Umgange fast ungeschickt gemacht. Es gab Zeiten, da sich niemand unterstand, ihm nahe zu kommen. Herr Le Guai, sein erster Schreiber, hat mir gesagt, daß er in diesen Augenblicken ganz dornicht sey. Sein übel aufgeräumtes Wesen gieng sodann in seinen Briefwechsel über: er scholt Leute, welche tausend Meilen weit von ihm waren, aus, und begegnete ihnen ohne einige Achtung für ihren Rang und Stand. Er schrieb einmal an einen französischen Consul in den Handlungs-Städten der Levante folgendergestalt:

„Ich befehle Ihnen hiemit, mein Herr, daß „Sie mir nicht mehr schreiben, sondern sich auf dem „ersten Schiffe nach Frankreich begeben, und nach „Paris kommen, wo Sie meine Befehle zu erwar„ten haben, ohne bey Hofe zu erscheinen. Ich „bin u. s. w.„

Sein bittrer Geist gieng auch in seine wollüstigen Ausschweifungen über, und offenbarte sich mitten im Schooße des Vergnügens. Bey dergleichen Belustigungen war es, daß die Spöttereyen aus seinem

nem Munde flossen. Ich erfuhr eines Tages, daß er sehr unanständige Reden gegen mich geführt, und den König selbst mit hinein gemengt habe. Anfänglich war ich entschlossen, mich darüber bey dem Monarchen zu beklagen; nachdem ich aber einige Augenblicke nachgedacht hatte, nahm ich mir vor, ihm folgendes zu schreiben:

Mein Herr!

„Man hat mir die ärgerlichen Reden hinter„bracht, welche Sie über mich, und über den König, „Ihren Herrn, führen. Ich frage nichts nach den „Spottworten, welche Sie gegen mich ausstoßen; „allein ich kann Ihnen diejenigen nicht vergeben, „deren Sie sich wider den König bedienen. Seine „Ehre ist mir sehr werth, und ich melde Ihnen „zum voraus, daß ich, wenn Sie Ihre Aufführung „in Ansehung Seiner nicht verändern, Ihm davon „Nachricht geben werde, und Sie können alsdenn „der Strafe gewärtig seyn, welche ein solches Ver„brechen verdienet, u. s. w.„

Dieser Brief diente nur dazu, ihn noch mehr gegen mich aufzubringen. Er sagte des Abends darauf mit einer spöttischen Miene zu verschiednen Hofleuten, welche mit ihm speisten: „Meine Herren, „Sie sehen, daß ich bald in Ungnade fallen werde; „denn die Pompadour droht mir.„ Darauf nahm er auf einmal sein ernsthaftes Gesicht wieder an, und sagte, gleichsam als wenn er seine Betrachtungen anstellte: „Sehen Sie doch, wie wunderlich „es in dem Schlosse zu Versailles zugeht; sogar die

„barmherzigen Schwestern geben sich daselbst schon „ein wichtiges Ansehen.„ Diese Worte wurden mir getreulich hinterbracht; gleichwohl stellte ich mich noch, als wenn ich nichts davon wüßte. Aber einige Zeit darauf sang dieser Minister, da er eine große Gesellschaft bey sich zu Tische hatte, schimpfliche Lieder wider den König. Ich gab dem Monarchen davon Nachricht: und von diesem Augenblicke an war seine Ungnade ausgemacht: er bekam Befehl, den Hof zu verlassen.

Da seine Verweisung sehr viel Aufsehen in der Welt machte, und man derselben eine Wendung gab, wodurch seine Ehre und Rechtschaffenheit angegriffen wurde: so bat ich den König, öffentlich zu erklären, daß er mit der Staatsverwaltung desselben in den ihm angewiesenen Geschäfften zufrieden sey. Ludwig der XV. that solches: man kann hieraus von dem Charakter dieses Fürsten urtheilen, welcher, ob er gleich von einem seiner Unterthanen war beleidigt worden, doch noch die Gütigkeit hatte, Achtung gegen ihn zu bezeigen.

Man wußte nunmehro nicht, wem man das Seewesen anvertrauen sollte: dieser Theil der öffentlichen Verwaltung war ein Staats-Geheimniß geworden. Der Graf von **Maurepas** hatte es ganz allein seit dreyßig Jahren besorgt. Man übergab es dem Hrn. Rouittee, welcher eben keine große Gaben hatte; allein er machte Entwürfe, welche viel hoffen ließen. Er versprach dem Könige, daß er in drey Jahren eine Seemacht haben sollte, welche aus achtzig Schiffen von der Linie bestehen würde. „Ich „wünsche,

„wünsche, sagte der König, daß er sein Versprechen „halten möge; allein ich fürchte sehr, daß er es nicht „werde erfüllen können.„

Italien war nun befreyet, und der Infant Don Philipp hatte seinen Einzug zu Parma gehalten. Wir erfuhren zu Versailles, daß er sich daselbst sehr belustigte; daß er aus dem Concert sich in die Comödie, und von dieser wiederum in den Tanzsaal begebe. Der König sagte hierüber: „Ich fürchte „sehr, daß dieser junge Prinz die Bälle zu sehr liebe, „und daß meine Tochter zu viel tanze.„

Der Marschall von Noailles sagte oft, daß jede Contredanse, welche Don Philipp in Italien tanzte, Spanien hunderttausend Livres koste, und daß die Mutter dieses Prinzen die Musikanten zum voraus bezahlt habe.

Der Herzog von Modena war in seine Staaten wieder hergestellt; er hätte gern Bälle gegeben, wie Don Philipp; allein der Krieg hatte ihn zu Grunde gerichtet. Die Herzoginn, seine Gemahlinn, sagte öffentlich im königlichen Palaste, Ihro Hoheit habe nicht so viel als nöthig wäre, um eine Menuet tanzen zu können. Diese Prinzessinn kam ohne Schuhe an den Hof, um dem Könige die Dürftigkeit zu zeigen, in welche der Krieg die Staaten von Modena versetzt hatte. „Madame, sagte Ludwig „XV. zu ihr, ich befinde mich zwar eben nicht in viel „bessern Umständen, als Sie; allein ich habe einen „Schuster; wenn Sie es verlangen, so will ich Ihnen denselben zuschicken.„

Genua war wieder frey: diese Stadt stand in keiner andern Dienstbarkeit mehr, als gegen seine Regierung, welche wieder auf den alten Fuß war eingerichtet worden. Der Abgesandte des wienerischen Hofs sagte eines Tags zu dem Gesandten des genuesischen Senats, den er in der Gallerie von Versailles antraf: „Mein Herr, das Haus Oester„reich vergiebt Ihrer Republik die letzte Staats„veränderung; aber nur mit der Bedingung, daß „es sich dafür wieder Genugthuung verschafft.„

Rom erholte sich wieder. Die fremden Kriegsheere, welche demselben während des Kriegs sehr beschwerlich gefallen waren, hatten sich wieder zurückgezogen.

Neapel hatte nicht mehr nöthig, sich an Kriegsvölkern und Geld zu erschöpfen; es fieng an wieder zu Kräften zu kommen, und es brauchte dazu nichts weiter, als daß es seiner Fruchtbarkeit und seiner vortrefflichen Himmelsgegend genoß. Ein auswärtiger Gesandter sagte eines Tags in Ansehung dieses kleinen Staats zu mir, „daß er, wenn ihn „der Ehrgeiz jemals angetrieben, darnach zu streben, „daß er ein regierender Fürst werden möchte, nicht „gesucht haben würde, über Frankreich, Spanien „oder Deutschland zu regieren; sondern daß er ge„wünscht hätte, König von Neapel zu seyn.„ Zur „Ursache davon gab er an, daß die Macht daselbst „unmittelbar vom Himmel kommt, und daß es Gott „der Vater selbst sey, welcher sie dem Staate aus„theile.„

Die Großen des Reichs beklagten sich stets bey Hofe, daß sie ihre Glücksumstände durch den Krieg in Unordnung gebracht hätten, und verlangten daher unaufhörlich Belohnungen.

Der Prinz von Conti, welcher Groß-Prior von Frankreich geworden war, sagte frey heraus, seine Pferde hätten kein Heu. „Ich wundre mich, sagte „der Marschall von Belleisle, daß sie noch nicht ge„storben sind: denn Ihro Hoheit fiengen bereits zu „Coni an, sich über den Mangel an Fütterung zu „beklagen.„

Ludwig XV. verbesserte die Glücks-Umstände der Großen so viel er konnte, durch Bedienungen, Jahrgelder oder Statthalterschaften; allein er hatte eine weit größre Angelegenheit zu besorgen, nämlich die Glücksumstände der Monarchie zu verbessern.

Ich erinnere mich, daß er eines Tages zu denjenigen, welche in ihn drangen, daß er an sie denken möchte, auf eine höfliche Art sagte: „Geduldén Sie „sich nur ein wenig; ich will allem abhelfen, wenn „es möglich ist; allein ehe ich an die besondern Fa„milien denke, muß ich für die große Familie des „Staats sorgen.„ Ein andermal sagte er in Gegenwart des ganzen Hofs zu acht oder zehn Kriegsbedienten, welche ihre Feldzüge herausstrichen, und Belohnungen verlangten: „Meine Herren, Sie „haben mir während des Kriegs große Dienste ge„leistet; aber ich bitte Sie, mir noch einen größern „im Frieden zu leisten: nämlich mir zu vergönnen, „daß ich noch eher als ihnen, denen eine Erleichte„rung verschaffe, welche die ganze Last des Kriegs „getra-

„getragen haben. Sie haben nur Ihre Arme dabey gebraucht; jene aber haben dabey ihren Unterhalt erschöpft, rc. rc.

Der Marschall von Belleisle wurde nicht vergessen; man überhäufte ihn mit Jahrgeldern, hohen Stellen und Ehrenbezeugungen. Alle Classen des Staats beeiferten sich, ihm ihre Ergebenheit zu bezeigen. Die Academie francoise hielt bey seiner Abreise von Paris in seine Statthalterschaft eine eigne Rede, um zu beweisen, daß er der Erretter von Frankreich sey. Ein witziger Kopf hat die Mitglieder dieser Academie zierlichsten **Lügner von Europa** genannt.

Der neue Minister des Seewesens reiste in den französischen Provinzen herum, um daselbst Holz, Seeleute und Geld zu finden; allein er suchte was sich da nicht befand. Bey seiner Zurückkunft nach Versailles erschien ein Aufsatz von einer unbekannten Hand, welcher in folgenden Ausdrücken abgefaßt war.

Ein Aufsatz über das Seewesen.

„Frankreich muß sich nicht vornehmen, nach und nach eine Seemacht zu errichten; dieser Entwurf läßt sich nicht ausführen. Die Engländer, welche auf den Bau eines jeden Schiffs aufmerksam sind, das wir auf den Zimmerhof stellen, bauen in gleichem Verhältnisse neue Schiffe: dergestalt, daß sie hierinne beständig die Uebermacht behalten.

„Großbritannien, welches gegenwärtig hundert Schiffe von der Linie mehr hat als Frankreich,

„wird sie also zu allen Zeiten haben, wenn gleich „Frankreich in zehn Jahren eine Flotte von drey „hundert Kriegsschiffen zu Stande bringen sollte.

„Wir haben oft eine Seemacht errichten wol„len; allein so oft wir solches unternahmen, haben „die Britten den Fortgang derselben gehemmt. „Sie haben uns unsre Schiffe mitten im Frieden „weggenommen, und nicht einmal den Krieg abge„wartet, um sich vor unsre Feinde zur See zu erklä„ren. Dieses kommt daher, weil der Staatsrath „von St. James lieber vor ungerecht will gehalten „werden, als das geringste geschehen lassen, was sei„ner Uebermacht zur See Nachtheil zufügen könnte. „Ein König von England würde von seinen Unter„thanen sogleich vom Throne gestoßen werden, wenn „er hartnäckig darauf bestünde, die Friedens-Trak„taten mit Frankreich getreu zu beobachten. Die „Nation macht immer die heimliche Bedingung da„bey, daß ein Friedensschluß nur so lange dauern „soll, als Frankreich keine Schiffe bauet.

„Die Zeit, welche bey jeder andern Unordnung „der Staatsverwaltung allem abhilft, verdirbt bey „dieser alles. Das Mittel, Schiffe zu bauen, ist „also zu lang: denn man weis zu London den Tag, „da unsre Schiffe fertig gebaut sind, und auch den „Tag, da man sie vom Stapel ins Wasser lassen „will.

„Dieser Zweig der Macht unsers Staats muß „plötzlich und ohne Vorwissen von England gebil„det werden. Man muß sich nach Holland, Däne„mark, an die Republik Genua und Venedig wen-

„den, um bey denselben auf einmal die Anzahl von „Schiffen zu kaufen, welche wir brauchen: und „wenn die See-Mächte deren nicht genug zu verkaufen haben, so muß man seine Augen auf Maltha, Algier, Tripoli, Constantinopel u. s. w. wenden. „Es ist nichts daran gelegen, von was vor einer „Nation die Schiffe, und wie sie gebaut seyn mögen, wenn sie nur Menschen und Canonen in sich „fassen können.

„Das Geheimniß ist dabey nothwendig; und dieser Einkauf muß zur rechten Zeit geschehn: denn, „wenn die Engländer davon Nachricht bekämen, so „würden sie demselben zuvorkommen; es sey nun „mit offenbarer Gewalt, oder durch Unterhandlungen.

„Es ist wahr, daß noch immer der Mangel an „Matrosen übrig bleibt; man muß aber hier nochmals sich an die Ausländer wenden. Die See-„Mächte haben zu Friedenszeiten deren viele übrig: „man braucht diesen müßigen Matrosen nur gewisse „Vortheile anzubieten. Der Seemann tritt, so wie „der Soldat, am ersten in die Dienste desjenigen „Staats, der ihm am meisten giebt; Geld ist sein „natürlicher Fürst, rc. rc.„

Herr Rouillee, welcher diesen Aufsatz las, sagte: „Der Verfasser hat das Vornehmste vergessen, „nämlich uns Geld zu verschaffen. Er will, daß „wir auf einmal eine Seemacht kaufen sollen, und „giebt uns doch die Mittel nicht an die Hand, sie „auf einmal zu bezahlen.„

Ein

Ein gewisser Staatsmann hat oft bemerkt, daß es fast allen Entwürfen, welche an dem französischen Hofe erscheinen, an einem gewissen Grunde fehle. Der Verfasser geht immer in seinen Vorschlägen weiter fort, bis er eine Klippe antrifft, an welcher alle seine Vernunftschlüsse scheitern; alsdenn ersäuft er sich in seinen Vorschlägen, oder rettet sich mit Schwimmen.

Der Marschall von Belleisle hat mir gesagt, er habe in seinem Cabinet zwey bis drey hundert schriftliche Aufsätze zur Vermehrung der Reichthümer des Staats: sie wären ihm von den besten Köpfen des Königreichs übergeben worden, und er werde sie vielleicht dereinst unter dem Titel: Sammlung von sehr schönen und für Frankreich sehr unnützen Projekten, herausgeben. Er gestand jedoch, daß man diese nachsinnenden Köpfe nicht abschrecken müsse: er sagte, daß die müßigen Personen öfters auf Vorschläge fielen, auf welche Leute, welche ansehnliche Bedienungen verwalten, nicht Muße genug haben zu gerathen: und er setzte hinzu, daß, obgleich die Verfasser der politischen Aufsätze nicht immer ihren Zweck erreichen, sie doch oft Mittel verschaffen, um zu demselben zu gelangen.

Nach dem Frieden hätte der König den Herzog von Mirepoix nach London geschickt. Der Marschall von Sachsen sagte, daß dieser Herr seine Gesandschaft wohl verwalten werde, weil er seine Waden hätte, und artig tanzte: denn dieses würde an dem londner Hofe, wo öfters Bälle gegeben werden, eine gute Wirkung thun. Ich habe die

Ursachen niemals gewußt, welche Ludwig XV. bewogen haben, diese Wahl zu treffen; er sprach mit mir erst alsdenn davon, nachdem er sie getroffen hatte.

Ein geschickter Mann, den der König öfters bey den Angelegenheiten der Krone gebraucht hatte, sagte damals zu mir, der Herzog von Mirepoix sey weder biegsam noch verträglich genug für die Engländer, und er kenne die Vortheile beyder Nationen nicht genugsam. Er hat außerdem, fuhr er fort, einen großen Fehler für einen Abgesandten: er ist ein zu ehrlicher Mann; die Engländer werden ihn betrügen. Er hätte vielleicht noch hinzusetzen können, er sey auch nicht geschickt genug. Der Herzog von Mirepoix hatte seine Jugend unter Ergötzlichkeiten, und sein übriges Leben im Kriege zugebracht; man lernt aber die Staatsunterhandlungen weder auf dem Schauplatze, noch in den Schlachten.

Dieser Gesandte meldete beständig von London aus, der Hof von St. James sey über den Frieden ganz entzückt, und denke nur daran, desselben zu genießen. Er schrieb was er dachte, weil Georg II. ihm alles überredete, was er wollte.

Die Engländer hatten den Mylord Albemarle nach Paris geschickt: dieser war eben so wenig ein größer Staats-Unterhändler. Man hatte ihn, ehe er von London abreiste, seine Lection auswendig lernen lassen, und er that zu Versailles weiter nichts, als daß er sie wiederholte. Wenn man ihm vorstellte, der französische Hof habe Nachricht erhalten, daß der londner Hof Kriegs-Zurüstungen machte: so gab er

zur

zur Antwort, man irre sich darinne. Der Herr von Puysieux sagte solches beständig zu ihm, und er gab immer eben dieselbe Antwort. Die englische Staatskunst ist leichter, als die französische: sie hat nur einen Fußsteig; wenn also ein englischer Minister denselben betreten hat, so braucht er nur immer gerade fortzugehen.

Ich sprach zuweilen mit diesem Lord und Gesandten: er redete unsre Sprache ziemlich gut, und drückte sich so gar mit Nachdruck in derselben aus. Er liebte den Aufwand, und lebte als ein großer Herr; ich fand aber einen Fehler an ihm, welchen alle Engländer mit einander gemein haben: nämlich, daß seine Verschwendung selbst das Ansehen des Geizes hatte. Georg II. welcher ihn sehr liebte, gab ihm zu seinem Aufwande so viel er brauchte; denn er war sehr arm; ob er gleich als ein sehr reicher Mann lebte. Ein Engländer, welcher ihn zu London gekannt hatte, sagte, indem er von seiner Ankunft zu Paris sprach: Mylord wird sich daselbst eine Maitresse halten, wird Schulden machen, und endlich durch einen gewissen Zufall das Leben verlieren. Diese Prophezeyung ist in allen Punkten eingetroffen; er lebte mit einem Mägdchen, entlehnte ansehnliche Geldsummen, und starb plötzlich.

Ludwig XV. war häufiger als jemals bey mir. Ich habe ihn daran gewöhnt, mich alle Tage zu sprechen: er brachte fünf bis sechs Stunden in meinem Zimmer zu; ich war bey allen seinen Lust-Reisen zugegen, und hatte in allen königlichen Schlössern mein Zimmer. Je mehr ich mit diesem Fürsten um-

gieng, desto mehr entdeckte ich die Güte seines Herzens.

Mein Mann, welcher sich, seitdem ich Paris verlassen hatte, über meinen Aufenthalt zu Versailles frey und öffentlich beklagte, schrieb mir einen beleidigenden Brief. Er beschwerte sich darinne sehr über mich, und noch mehr über den Monarchen. Die Ausdrücke waren gar nicht geschont: er trieb die Verwegenheit so weit, daß er dem Könige den Namen eines Tyrannen gab. Ich las diesen Brief, als der König in mein Zimmer trat; ich steckte ihn sogleich in meine Tasche, und empfieng den König mit einer Bewegung, welche die Unruhe meines Gemüths anzeigte. Er fragte mich um die Ursache dieser Bewegung: ich verstellte mich einige Zeit; da er aber in mich drang, so übergab ich ihm den Brief meines Mannes. Er las denselben von Anfang bis zu Ende, ohne den geringsten Anfall von Zorn merken zu lassen. Ich versicherte ihn, daß ich nicht den geringsten Antheil an seiner Verwegenheit hätte: und um ihn besser davon zu überzeugen, bat ich ihn, den Verfasser des Briefs nach aller Strenge zu bestrafen. „Nein, Madame, antwortete er mir mit je„ner gütigen Miene, welche ihm so natürlich ist; „Ihr Mann ist unglücklich; man muß ihn bekla„gen.„ Die Geschichte erzählt kein solches Beyspiel der Mäßigung an einem beleidigten Könige. Da mein Mann Nachricht hievon bekam, ergriff er das Mittel, herumzureisen.

Der Friede, welcher in ganz Europa die Stille ausgebreitet hatte, verursachte eine Bewegung unter

den

den großen Gesellschaften des Staats. Das Parlament zu Paris machte Ludwig dem XV. Vorstellungen. Es ermahnte ihn durch eine schöne Anrede, die Auflage des zwanzigsten Pfennigs aufzuheben. Die Abgeordneten dieser Gesellschaft drückten sich also aus:

„So viele Millionen Menschen, welche in der „Dürftigkeit leben, haben eine Erleichterung nöthig. „Wenn man, anstatt dieses zu thun, sie noch nöthigt, den zwanzigsten Pfennig zu bezahlen: so „werden sie sich außer Stand befinden, ihren Ver„lust zu ersetzen, und ihre alten Glücksumstände wieder herzustellen; und daraus entsteht die allgemeine „Muthlosigkeit.

„Ganze Familien, welche zur entsetzlichsten Dürf„tigkeit gebracht sind, werden sich fürchten, eine „zahlreiche Nachkommenschaft zu hinterlassen, wel„che ihnen zur Last fallen würde, und der sie keine „andre Erbschaft, als ihr Elend lassen könnten.

„Die Anzahl der Kinder, welche doch die Stütze „und die Hoffnung des Staats sind, wird sich be„trächtlich vermindern; die Dörfer werden entvöl„kert werden; die Handlung wird unterbrochen, „und die Ländereyen werden unnütz werden. Der „Untergang der Ackersleute wird nothwendig auch „den Untergang der Edelleute nach sich ziehen; als „deren Güter fast gar nichts mehr einbringen wer„den: und man wird zu gleicher Zeit sowohl dieses „Volk, als diesen tapfern Adel, welcher die Seele „desselben ist, und ihm für seine Tapferkeit Hülfe „leistet, zu Grunde richten.„

Der Graf von Sachsen nannte die Abgeordneten des Parlaments die Pedanten der großen Kammer. „Sie wollen, sagte er, die Regierung „dasjenige lehren, was dieselbe besser weis als sie. „Sie reden beständig von den Uebeln des Staats, „und sagen niemals etwas von dem Gegenmittel.„ Eines Tages, da der erste Präsident des Parlaments eine schöne Rede vor dem Könige hielt, um zu beweisen, wie nothwendig es sey, den Unterthanen die Last der Auflagen abzunehmen: fiel ihm dieser Fürst in die Rede, indem er zu ihm sagte: „Herr Präsi„dent, ich willige darein, daß alle Auflagen, welche „über mein Volk eingeführt worden sind, aufgeho„ben werden, wenn mir nur mein Parlament die „Mittel verschaffen will, um die Schulden des „Staats zu bezahlen, und die gegenwärtigen Be„dürfnisse der Monarchie zu bestreiten.„

Ein Mann von Verstande, welcher das Naturell der Franzosen kennt, sagte, daß diese unnützen Vorstellungen nothwendig geworden wären, weil sie das Vertrauen des Volks unterhielten, welches glauben würde, daß es verloren sey, wenn es ohne Beschützer wäre.

Die träge Staatsverwaltung des Cardinals von Fleury, und die Kriege, welche darauf folgten, hatten der Regierung nicht vergönnt, ihre Aufmerksamkeit auf einen Mißbrauch zu wenden, welcher ganz offenbar auf die Entvölkerung der Monarchie zielte. Die Religion, welche in allen Ländern, die nach einer gesunden Staatskunst regiert werden, die Quelle der Bevölkerung ist, vernichtete nach und

nach

nach die Menschen. Ganz Frankreich schmolz in den Klöstern zusammen: man sah von allen Seiten weitläuftige Republiken von Mägdchen sich erheben, welche ein Gelübde thaten, daß sie dem Staate keine Kinder schaffen wollten. Ein Brief, welchen ich von einer Nonne aus Lyon erhielt, und welchen ich dem Könige mittheilte, gab Gelegenheit, daß auf Mittel gedacht wurde, diesen Mißbrauch zu verbessern. Der Brief war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

Madame!

„Ich war erstlich gesonnen, an den Pabst zu „schreiben; nachdem ich aber solches gehörig über„legt habe: habe ich geglaubt, ich würde eben so gut „thun, wenn ich mich an Sie wendete. Meine „Sache betrifft folgendes: Meine Aeltern steckten „mich in einem Alter von sieben Jahren in das Klo„ster, in welchem ich mich jetzt befinde, und in mei„nem vierzehnten Jahre deuteten mir zwo Nonnen „den Befehl an, daß ich mich einkleiden lassen sollte. „Ich widerstand einige Zeit: denn ob ich gleich nur „das Kloster kannte, in welchem ich war; so ver„muthete ich doch, daß es noch eine andre Welt ge„ben müsse, als dieses Kloster, und noch einen an„dern Stand, als den Stand einer Nonne. Allein „die Schwester von dem Herzen Jesu, unsre „Aebtissinn, sagte zu mir, um meinen Beruf zum „Klosterstande auszumachen, daß alle Frauensperso„nen, welche sich verheyratheten, verdammt würden, „weil sie bey einer Mannsperson schliefen, und Kin-

„der gebährten. Dieses machte, daß ich viele Thrä-„nen für meine arme Mutter vergoß, welche ewig „in der Hölle brennen wird, weil sie mich zur Welt „gebracht hat.

„Ich wurde also eine Nonne; allein jetzt, da ich „zwanzig Jahr alt bin, und da meine Leibesbeschaf-„fenheit in ihrer völligen Vollkommenheit ist, fühle „ich täglich, daß ich zu diesem Stande nicht geschickt „bin. Mir däucht, es fehle mir Etwas; und die-„ses Etwas ist, wo ich nicht irre, ein Mann.

„Ich bringe die sämmtlichen Nonnen fast zur „Verzweiflung, indem ich unaufhörlich von der Ehe „rede. Die Schwester vom heil. Geiste sagt „mir, ich sey die Vermählte Jesu Christi; was mich „aber betrifft, so fühle ich, daß ich sehr geneigt bin, „eine Mannsperson zur zweyten Ehe zu heyrathen.

„Ein junges Mägdchen ist kaum in dem Klo-„ster, so bemächtigen sich ihrer ein halb Dutzend „Werberinnen, und verlassen sie nicht eher, bis sie „dieselbe bewogen haben, sich zur Nonne einkleiden „zu lassen. Man betrübt täglich in den Klöstern „junge Kinder, welche in einem sehr frühen Alter „ihre Gelübde ohne Nachdenken abgelegt haben.

„Ich bitte Sie inständig, Madame, den König „zu bewegen, daß er diesem Mißbrauche abhelfe. „Die Religion und die Wohlfahrt des Staats ver-„langen diese Verbesserung. So viele Schlacht-„opfer, welche dem Geize der Väter und Mütter „aufgeopfert werden, geben dem Staate keine Kin-„der, und das Himmelreich wird durch sie eben so

„wenig

„wenig bevölkert. Gott will freywillige Opfer, und „der freye Wille ist eine Folge der Ueberlegung.

„Man muß sich darüber verwundern, daß unsre „Gesetze, welche das Alter vestgesetzt haben, in wel„chem ein Mägdchen im Stande ist, einen bürgerli„chen Vertrag einzugehen, vergessen haben, das Al„ter zu bestimmen, in welchem sie Gelübde ablegen „könne. Ist etwan die Vernunft weniger nöthig, „wenn man mit Gott, als wenn man mit den Men„schen einen Vergleich schließt? Ich unterwerfe die„ses Ihrer und des Königs Ueberlegung; unterdes„sen erlauben Sie mir zu seyn,

Madame!

Dero unterthänige Dienerinn,

Die Schwester von Joseph.„

Der König fand, daß die Schwester von dem Herzen Jesu, und die Schwester vom heilig. Geiste Unrecht gethan hätten, die Schwester von Joseph zu dem ehelosen Stande zu bereden; welche gewiß, bey so glücklichen Neigungen zur Ehe, dem Staate eine gute Anzahl Kinder verschafft hätte.

Um diesen üblen Folgen vorzubeugen, gaben Seine Majestät eine Verordnung, durch welche allen Kloster-Gesellschaften verboten wurde, künftighin eine Novizinn anzunehmen, wenn sie nicht vier und zwanzig Jahre und einen Tag zurückgelegt hätte.

Außer dem Parlament stellten auch die andern großen Gesellschaften des Reichs dem Hofe die Un-

möglichkeit vor, worinne sich die Unterthanen befänden, den zwanzigsten Pfennig zu bezahlen. Die Staaten von Languedoc stellten demüthig, aber ganz entscheidend vor, die Provinz sey nicht im Stande, diese Last zu ertragen. Die Bischöfe, welche sonst ordentlich nur Pastoralschreiben herausgeben, schrieben Aufsätze über die öffentliche Dürftigkeit. Der König befahl ihnen, sich nicht in Finanz-Angelegenheiten zu mengen, und machte ihrer Versammlung ein Ende. Der Herzog von Richelieu, welcher sich damals zu Montpellier befand, beförderte den Willen des Hofs, und hielt die Feder der Prälaten, so gut er konnte, zurück.

Da diese nicht mehr schreiben, noch sich versammeln konnten, so nahmen sie eine außerordentliche Absendung vor, um dem Könige den Zustand der Sachen vorzustellen. Die Abgeordneten wurden zum Gehör gelassen; sie redeten; man hörte sie an; darauf kehrten sie wieder in ihre Provinz zurück, und der zwanzigste Pfennig wurde daselbst eingefordert.

Ein gewisser Staatsminister sagte oft, daß diese Vorstellungen keine andre Wirkung hätten, als daß sie die öffentlichen kostbaren Ausgaben vermehrten. Wenn die Provinzen sogleich bezahlten: so wären sie von jenen Unkosten befreyt, welche ihrem gemeinen Wesen dadurch aus den schriftlichen Aufsätzen, Ausfertigungen und Absendungen zuwachsen, ohne von der bey dergleichen Gelegenheiten unvermeidlichen Einschränkung allgemeiner Rechte auf einzelne Personen zu reden.

Die

Die Stände von Bretagne machten ebenfalls Schwierigkeiten; allein die Vorstellungen von ihnen sowohl als den andern, brachten keine andre Wirkung hervor, als daß der Hof dadurch bewogen wurde, zween Intendanten der Finanzen zu ernennen, um die Erhebung dieser Auflage in den beyden Provinzen einzurichten.

Diese Untersuchungen machten, daß der Staatsrath Betrachtungen über diese Versammlungen der Stände anstellte. Man überlegte einige Tage hindurch, ob man sie nicht ganz abschaffen sollte? Ein Staats-Rath, welcher dieser Meynung war, machte einen Aufsatz, den mir der König mittheilte. Da derselbe niemals gedruckt worden ist: so ist er auch dem Publico gar nicht bekannt geworden. Er war folgenden Innhalts:

„Die Provinzial-Stände sind für Frankreich „von gar keinem Nutzen. Diese Versammlungen „konnten wohl zu der Zeit nothwendig seyn, da jede „Provinz der Monarchie ein abgesondertes König„reich ausmachte; allein jetzt, da Frankreich unter „eine einzige Regierung vereinigt ist, kann es sich „selbst das Fehlende ersetzen, und braucht keine solche „Versammlungen.

„Diese Provinzial-Stände dienen zu weiter „nichts, als daß sie die Uneinigkeit zwischen dem „Fürsten und den Unterthanen unterhalten: sie sind „ein Hinderniß wider die Einnahme der königlichen „Gefälle, und Hebung der Auflagen.

„Kaum führt der König eine nothwendige „Steuer ein, um die außerordentlichen Ausgaben

„bestrei-

„bestreiten zu können: so widersetzen sich diese „Stände derselben; sogleich ist der Hof mit Vor„stellungen überschwemmt, und das Schloß von „Versailles mit Abgeordneten angefüllt: man muß „die allgemeinen Geschäffte liegen lassen, um neue „Befehle zu ertheilen, und denenjenigen zu antwor„ten, welche schriftliche Aufsätze nach Hofe schicken.

„Dieser Aufschub bey den königlichen Befehlen „bringt eine üble Wirkung hervor; die Unterthanen „gewöhnen sich, ungehorsam zu seyn: sie sehen die „Bedürfnisse des Staats mit Gleichgültigkeit an, „und die Langsamkeit mischt sich in die öffentlichen „Angelegenheiten.

„Die Mitglieder dieser Versammlungen sind „eben so viele kleine Fürsten; der Einfluß, welchen „sie in die Gemüther behaupten, hat gar keine Grän„zen. Ein Erzbischof von Norbonne, welcher zu „Montpellier anlangt, um daselbst die Versamm„lung der Stände zu eröffnen, wird mit mehrerer „Pracht empfangen, als wenn Ludwig XV. da„selbst seinen öffentlichen Einzug hielte.

„In einem monarchischen Staate, wo das ganze „Ansehen aus einem einzigen Mittelpunkte hervor„kommen muß, ist es gefährlich, wenn man dasselbe „durch ungeordnete große Gesellschaften zertheilen „sieht.

„Diese Provinzial-Stände greifen auch die Sit„tenlehre und die Religion an. Die Stände von „Languedoc bestehen aus vier und zwanzig Erzbi„schöfen oder Bischöfen, welche jährlich genöthigt „sind, sich drey Monate hindurch von ihren Kirchen„sprengeln

„sprengeln zu entfernen. Sie lassen an ihrer Stelle „Groß-Vicarien zurück, welche weder eben denselben „Eifer, noch eben eine solche Aufmerksamkeit für „ihre Heerde haben: und unterdessen schleicht sich „die Unordnung in den Sitten überall ein.

„Die üppige Pracht bey diesen Versammlungen „ist nicht weniger ärgerlich. Ein jeder Bischof hat „daselbst eine Hofstatt, und seine Hofleute; alle „Prälaten halten daselbst offne Tafel; heut hat der „Bischof von Alais dreyßig Gäste; morgen ladet „der Bischof von Nimes deren funfzig ein, u. s. w.

„Die Aufhebung dieser Versammlung der „Stände würde bey den Einkünften des Staats „keine Verminderung verursachen. Das freywillige „Geschenk, welches die vornehmste Berathschlagung „dieser Versammlungen ausmacht, kann in die Ge„stalt einer gemeinen Steuer verändert werden, „welche jährlich gehoben würde.„

Kaum hatte man diesen Versammlungen der Stände in den Provinzen die Thüre zugemacht; so öffnete sich die Thüre zu der Versammlung der Geistlichkeit. Es waren immer eben dieselben Berathschlagungen; allein sie wurden im Großen abgehandelt.

Es war bey dieser Versammlung wie bey den andern, von dem zwanzigsten Pfennige und von dem freywilligen Geschenke die Rede. Ob sich gleich diese große Gesellschaft bey solchen Gelegenheiten, da der König etwas von ihr verlangt, das Ansehn der Dürftigkeit geben will; so weis sie doch, daß sie vor reich gehalten wird, und daß sie durch alle ausstu-

dirte

birte Reben, welche sie unter solchen Umständen halten mag, in dem Begriff der Welt nicht arm werden kann.

Sie sucht daher mit dem Könige einen Vergleich zu treffen. Dieses mal erbot sie sich zu sieben und einer halben Million; um sich von den Auflagen zu befreyen. Ich habe einen Mann, der die Staatswirthschaft sehr wohl verstand, sagen gehört, es sey nicht die Geistlichkeit, mit welcher man einen Vertrag schließen müsse, durch welchen sie sich von den Steuern loskaufen könne; sondern, wenn man ja in diesem Falle irgend einen Vergleich machen wollte, so müsse er mit dem Volke getroffen werden. Diesem müsse man vor allen übrigen großen Gesellschaften des Staats den Vorzug geben, weil es darunter am meisten gedrückt werde.

Die Beschäfftigungen des Cabinets hinderten unterdessen die Ergötzlichkeiten des Hofs nicht. Der König gieng ordentlich auf die Jagd, fand sich bey den Schauspielen ein, und speiste täglich des Abends mit mir in den geheimen Zimmern. Ein zärtliche und gefühlvolle Freundschaft verband uns aufs genauste mit einander; die Begierden hatten einer süßen Neigung Platz gemacht, und auf die Geliebte war die Freundinn gefolgt. Unsre Herzen empfanden jenes beruhigende Vergnügen, welches die Wirkung der Leidenschaften ist, ohne zugleich den Bitterkeiten ausgesetzt zu seyn, welche diese begleiten. Ludwig XV. hat mehrere Frauenspersonen gefunden, welche ihm Liebe eingeflößt hatten; aber keine hatte ihn noch die Reizungen der Freundschaft fühlen lassen,

sen, welche doch in gutgearteten Seelen vor jener allemal den Vorzug behaupten werden. Die erstre ist ein gemeinschaftlicher Genuß von Vergnügen, dessen Erfüllung fast immer zum Ekel führt; die andre aber ist eine sanfte Wollust der Seele, welche, wenn sie gleich nicht bis zur Befriedigung der Sinne gelangt, doch eben deswegen desto lebhafter und zärtlicher ist. Der König versicherte mir selbst um diese Zeit, daß er, wenn er gleich anfangs die Reizungen der Freundschaft geschmeckt hätte, sich den Annehmlichkeiten der Liebe nicht würde ergeben haben. Er hatte weiter keine verliebte Leidenschaft mehr: denn man kann mit diesem Namen die flüchtigen Liebesverständnisse nicht belegen, wo sich die Leibesbeschaffenheit allein dem Vergnügen überläßt, ohne daß das Herz daran einigen Antheil nähme.

Dieser Fürst sagte oft zu mir, er sey darinne glücklich, daß er eine wahre Freundinn gefunden habe, mit welcher er sein Vergnügen theilen, und der er seinen Kummer vertrauen könne: denn diesen stehen die Könige eben so wohl als andre Menschen aus. Eine der größten Bekümmernisse für Ludwig XV. war die Ueberzeugung, daß sein Volk einer Erleichterung benöthigt sey, und die Unmöglichkeit, in welcher er sich befand, dasselbe glücklich zu machen. Er zeigte mir den Zustand seiner Seele, und hatte nichts Verborgenes vor mir. Ich kannte sein Herz so gut wie das meinige; wir verließen uns allemal sehr ungern, und kamen allemal mit Vergnügen wieder zusammen.

Der

Der König hatte mich, wie ich im Anfange dieser Nachrichten gesagt habe, fast gleich darauf, nachdem ich bey Hofe erschienen war, zur Marquisinn von Pompadour gemacht: und, um mich mit einem gewissen Anstande an demselben zu behalten, so machte er mich zur Hof-Dame (Dame du Palais.) Diese neue Stelle hätte ganz Europa überzeugen sollen, daß ich mit dem Könige keinen andern Umgang unterhielte, als denjenigen, der aus Hochachtung und Freundschaft entstanden ist. Allein die Bosheit der Menschen bleibt nicht bey Wahrscheinlichkeiten stehen; sie geht immer ihren Weg fort, und die Mißvergnügten im Staate wählten diese Stelle in meinem Leben, um meine Ehre zu verlästern, &c. &c.

Ich komme wieder auf den Staat zurück. Man fertigte zu Versailles sehr viel aus, um desto geschwinder die Absicht zu erreichen, welche sich der König vorgesetzt hatte, nämlich die Auflagen zu vermindern, und das Volk die süßen Früchte des Friedens genießen zu lassen.

Vor allen Dingen war man auf das Seewesen bedacht. Herr Rouillee brachte in der Eil eine kleine Flotte zusammen, welche kaum in die See ausgelaufen war, als sie schon die Engländer zu beunruhigen anfieng. Die brittische Nation verliert bey dem bloßen Namen der französischen Seemacht ihre natürliche Ruhe. Es sagte jemand hierüber einstmal auf eine scherzhafte Art, die Britten schliefen nicht mehr, seitdem Frankreich für seine Vortheile zur See sorgte; und er versicherte, daß, wenn diese Monarchie hundert Schiffe von der Linie bauen sollte,

die

die Schlaflosigkeit in England allgemein seyn werde. Diese Seemacht war gleichwohl nur erst ein Anfang, welcher noch weit von dem Endzwecke entfernt war, den man sich vorsetzte. Unterdessen fragte England doch Frankreich, wozu diese Schiffe gebraucht werden sollten. Der Herr von Puysieux antwortete darauf dem Mylord Albemarle, der König von Frankreich habe davon keiner europäischen Macht Rechenschaft zu geben; man stehe mit Großbritannien in Frieden, und mithin könnten diese Schiffe nicht dazu bestimmt seyn, dieses Reich zu bekriegen. Der Hof von St. James schien mit dieser Antwort zufrieden zu seyn; allein er war darum nur desto aufmerksamer.

Einige Zeit wurde die Aufmerksamkeit der französischen Regierung auf gewisse neue Bücher gezogen. Die Franzosen, welche vielleicht unter allen Nationen in Europa die wenigste Freyheit zu reden haben, haben sich in den Kopf gesetzt, daß sie unter allen am freyesten reden wollen. Sie lassen ihre Einfälle über alles, was sich ihnen darstellt, drucken: und die Regierung ist immer die erste Sache, die sich ihrer Feder darstellt. Man behauptet, daß ihr Zwang selbst im Reden diese Freyheit im Denken hervorbringe: und ich habe sagen gehört, daß, wenn man nicht so viele französische Schriftsteller in die Bastille schickte, es deren zu Paris weniger geben würde.

Es trägt sich selten zu, daß diese freyen Schriften die Mühe gelesen zu werden verdienten. Es giebt darunter solche, welche nicht einmal so viel werth

sind, daß ihre Verfasser dafür durch königliche versiegelte Briefe gefangen gesetzt werden. Man erweiset schlechten Schriften dadurch zu viel Ehre, wenn man ihre Verfasser auf Unkosten des Königs unterhält.

Obgleich die versammlete Geistlichkeit alles bewilligte, was man verlangte; so gab sie doch nicht alles, was man verlangte. Der Hof that ihr deswegen Vorstellungen; und sie that ihm ihrerseits wieder andre; allein man fand, daß sie die Gränzen der Mäßigung überschreite. Der König hob daher die Versammlung auf, und verwies die Bischöfe in ihre Kirchensprengel. Ein Hofmann sagte des andern Tags beym Aufstehn des Königs, man sollte die Bischöfe alle zum Lande hinaus verweisen, und an ihre Stelle Pfarrer setzen. Diese Handlung der königlichen Gewalt machte die Prälaten nachgebender, und sie schienen damals geneigt zu seyn, alles zu thun, was man verlangte.

Ein vornehmer Herr des Hofs sagte zum Könige: „Sire, wenn Ew. Majestät der Geistlichkeit „die Vorstellungen verbieten wollen, so giebt es „dazu ein sicheres Mittel. Sie brauchen den Bi„schöfen nur Paris zu verbieten. Diese werden „das freywillige Geschenk zugestehen, so wie man es „verlangt, wenn man ihnen erlaubt, sich in dieser „Hauptstadt aufzuhalten.„

Unterdessen beunruhigte doch diese Angelegenheit der Bischöfe den König; er sagte eines Tags etwas entrüstet zu mir: „Diese Leute fangen beständig „Händel an. Kaum habe ich einen armen Geistli„chen

„chen mit einer Pfründe von hunderttausend Livres „jährlichem Einkommen bereichert: so giebt er sich „schon ein wichtiges Ansehn unter der Geistlichkeit, „und giebt seine Stimme wider das freywillige Ge- „schenk.„ „Sire, antwortete ich ihm, es dünkt mir, „man könne ein Mittel treffen, um auf beyden Sei- „ten gut auszukommen. Die Krone sollte sich die „Hälfte von den Einkünften der großen Pfründen „zueignen, so wie nach und nach diejenigen, welche „sie jetzt besitzen, sterben. Diese Taxe würde ei- „gentlich niemand insbesondre betreffen. Ew. Ma- „jestät haben keinen dem geistlichen Stande gewid- „meten Unterthanen, der Ihnen nicht große Ver- „bindlichkeit dafür schuldig wäre, wenn Sie ihm „eine Abtey oder ein Bißthum mit der Hälfte we- „niger Einkünften, als der jetzige Besitzer daraus „zieht, ertheilen. Ich nehme es auf mich, den „Vertrag darüber zu schließen, und ich will leicht in „dem Königreiche zwey hundert Geistliche finden, „welche denselben zum voraus unterschreiben wer- „den.

„Diese Verminderung der Einkünfte könnte „nicht vor ungerecht gehalten werden: denn Ew. „Majestät ernennen zu allen großen Pfründen des „Königreichs; nun ist aber derjenige, welcher ein „Geschenk giebt, allemal Herr über dasselbe. Man „könnte sich über einen Fürsten nicht beklagen, wel- „cher anstatt hunderttausend Livres jährlicher Ein- „künfte, die er einem seiner Unterthanen ertheilen „kann, demselben deren sechzig tausend giebt, u. s. w.„

Auf diese wenigen Worte, welche ich dem Könige gleichsam nur im Vorbeygehen gesagt hatte, folgte einige Tage darauf ein Aufsatz, den eine Privatperson dem Grafen von St. Florentin gegeben hatte, und den dieser Ludwig dem XV. überreichte.

Ein dem Hofe übergebener Aufsatz über die ungleiche Vertheilung der Steuern, welche von der gesammten Geistlichkeit gehoben worden.

„Es ist ein Grundsatz, dessen Richtigkeit man in „dem klugen Haushaltungs-System erkannt hat, „daß die geometrische Gleichheit in der Hebung der „Steuern die Beschwerlichkeit derselben vermindere. Wenn eine Last von allen Gliedern eines „Körpers getragen wird, so ist es immer leicht.

„Die Verwirrung, in welcher sich die Geistlichkeit in Ansehung des freywilligen Geschenks und „der übrigen Auflagen befindet, welche sie tragen „muß, um den Bedürfnissen des Staats zu Hülfe „zu kommen, entsteht nicht aus den Steuern selbst, „sondern aus der Vertheilung derselben. Die Besitzer der großen Pfründen, welche am meisten bezahlen sollten, sind immer diejenigen, welche im „Verhältnisse gegen ihre Einkünfte am wenigsten „bezahlen. Die ganze Last fällt auf den armen „Dorfspfarrer, und auf die Besitzer kleiner Pfründen, welche kaum zu leben haben, und welche mehr „als Mitglieder der Geistlichkeit, als in der Gestalt „von Unterthanen des Staats, gedrückt werden.

„Daß

„Daß sich die Bischöfe versammeln, um sich „selbst nebst den übrigen, die zu ihrer Gesellschaft „gehören, zu taxiren, ist kein Vorrecht der Geistlich„keit, sondern eine Gnade der Könige von Frank„reich. Diese ist ihnen mit der Bedingung zuge„standen worden, daß ihre Vertheilung billig seyn, „und daß die Besitzer kleiner Pfründen, welche eben „sowohl Unterthanen des Königs sind, als die vor„nehmen Prälaten, nicht gedrückt werden sollten.

„Man taxirt nach den baaren Einkünften; allein „diese Vertheilung ist unbillig: denn ein Pfarrer, „welcher jährlich hundert Thaler Einnahme hat, und „der auf einen Thaler taxirt ist, wird dadurch mehr „gedrückt, als ein Bischof, welcher von hundert tau„send Thalern jährlicher Einkünfte tausend bezahlt. „Denn bey einer jährlichen Einnahme von neunzig „tausend Livres findet sich immer noch viel Ueber„flüßiges, anstatt daß demjenigen, welcher bey einer „Einnahme von hundert Thalern, eines Thalers be„raubt wird, das Nothwendige zu mangeln anfängt.

„Die kleinen Geistlichen sind eben sowohl Unter„thanen des Königs, als die großen. Es ist ein „Mißbrauch bey unsrer Staatsverwaltung, daß den „Bischöfen deswegen erlaubt wird, die einzeln Prie„ster zu taxiren, weil sie ihnen untergeordnet sind.

„Die geistliche Gewalt hat keine Rechte über „das Weltliche. Es gehört für den politischen „Staat, nicht aber für die geistliche Regierung, die „Taxe zu bestimmen.

„Man muß die Unterthanen, welche die Geist„lichkeit ausmachen, einmal vor allemal taxiren, so

„wie man es mit den andern Unterthanen des „Staats gemacht hat, aus welchen die weltlichen „Classen bestehen. Man kann leicht erfahren, wie „viel die Geistlichen, welche diese große Gesellschaft „ausmachen, bezahlen können. Man braucht dazu „nur ein Verzeichniß der allgemeinen Summen zu „haben, welche die Geistlichkeit seit zwanzig Jahren „hergegeben hat. Der zwanzigste Theil von diesem „Ganzen wird die jährliche richtige Taxe seyn. „Man muß zwanzig Jahre haben, um die abwech„selnden Bedürfnisse des Staats genau zu berech„nen. In diesem Zeitraume können alle sich zutra„gende Veränderungen auf eine allgemeine Summe „gebracht werden.

„Man kann der Geistlichkeit die Wahl lassen, „die Taxe zu bezahlen, ohne sich deswegen zu ver„sammeln: es würde ihr dazu genug seyn, einmal „für allemal eine gesetzte Geldsumme für alle Besi„ßer von großen und kleinen Geldsummen auszu„machen; oder der König könnte auch diese Steuer „über die Geistlichen, so wie über die andern Unter„thanen des Staats, durch seine Beamten heben „lassen.

„Der letztere Weg würde der Monarchie anstän„diger und so gar vortheilhafter seyn. Die Kirche „erwirbt täglich neue Besitzungen; die Güter, welche „ihr Privatpersonen schenken, vermehren den Hau„fen ihrer allgemeinen Reichthümer unaufhörlich. „Die Geistlichkeit könnte also, so wie sie sich ver„größert, auch mehr bezahlen.

„Diese

„Diese Vermehrung der Taxen würde der Art „gemäß seyn, welche man bey der Hebung der öf„fentlichen Gefälle eingeführet hat. Die Künstler „und Kaufleute bezahlen mehr, so wie ihr Fleiß ih„nen neue Reichthümer verschafft.„

Die Angelegenheiten von America, von welchen man seit dem Aachner Frieden nicht mehr sprach, fiengen an dem französischen Hofe eine neue Beschäfftigung zu geben. Die Engländer beklagten sich durch ihren Abgesandten, den Mylord Albemarle, daß die Franzosen die Absichten der Indianer begünstigten, und daß sie dieselben unter der Hand dahin brächten, die englischen Pflanzstädte in Neu-Schottland zu beunruhigen. Der Herr von Puisieux antwortete seiner Seits dem brittischen Gesandten wiederum, man irre sich hierinne zu London. „Der französische Hof, sagte er zu ihm, weis „gar nichts von dieser vorgegebnen Aufwiegelung, „welche vermuthlich nur in dem Kopfe der Engländer vorhanden ist.„

Unterdessen fiengen die ersten Funken von jenem Feuer, welches den Krieg von neuem anzünden sollte, bereits an sich zu zeigen. Man hatte Nachrichten aus Canada, daß die Indianer Bewegungen machten: und obgleich das Cabinet von Versailles den französischen Kriegsvölkern nicht ausdrücklich befahl, sich denselben zu widersetzen; so gebot es ihnen doch eben so wenig, solches nicht zu thun. Sie erklärten sich nicht offenbar; allein sie ließen die untergeordneten Ursachen handeln.

Ein Gesandter eines auswärtigen, sonst mit Frankreich verbundnen Hofes, welcher um diese Zeit den Hrn. von Puisieux öfters besuchte, übergab ihm hierüber einen Aufsatz, welchen der König niemals gesehn hat, und welchen ich selbst erst lange Zeit darauf gelesen habe.

„Frankreich, hieß es in dieser Schrift, ist noch „nicht im Stande, den Krieg zu erneuern. Man „muß die Sachen in der jetzigen Lage lassen, bis „man sich stark genug befindet, mit England anzu„binden. Wenn man diesen Weg nicht geht, so „wird man alles verderben. Der Krieg zur See „wird auf den Land-Krieg einen Einfluß haben; „Großbritannien wird sich dieser Zeit bedienen, um „den König von Preußen zu bewegen, daß er sich „wider Frankreich erkläre, welches alsdenn zween „starke Kriege für ein schwaches vestes Land, das es „ohne Zweifel am Ende verlieren wird, wird aus„zustehen haben. Denn es ist nicht schwer, die Be„gebenheiten dieses Kriegs vorauszusehen. Die „englische Seemacht ist der französischen weit über„legen: und der König von Preußen hat zweymal „hunderttausend wohlgeübter Kriegsvölker, welche „völlig bereit sind, auf den ersten Befehl auszurük„ken, um einen mächtigen und unvermutheten Ein„fall in Deutschland vorzunehmen. Wenn sich seine „Kriegsvölker mit den englischen vereinigen, so wer„den sie das Gleichgewicht des Nordens auf ihre „Seite ziehen. Frankreich befindet sich bey seinem „jetzigen Zustande recht wohl; es muß daher seine „Staatskunst darauf einschränken, sich in demselben

„zu

„zu erhalten, bis es durch eine günstige Gelegenheit „die Mittel erlangt, in einen bessern Zustand zu „kommen.

„Es nöthigt sie in America nichts zu eilen, setzte „eben dieser Aufsatz hinzu: Sie werden noch zu rech„ter Zeit kommen, um Ihre Rechte daselbst auszu„führen. Die Wilden sind Ihre Freunde; sie kön„nen die Engländer nicht ausstehen; wenden Sie „jetzt weiter keine geheimen Anschläge an, als daß „sie diese Zwistigkeit unterhalten, ohne sie zu be„schleunigen: es wird die Zeit kommen, da Sie sich „derselben werden kräftig bedienen können. Die „Uebereilung verdirbt die besten Sachen; anstatt „daß man mit der Geduld und Zeit alles zu Stande „bringt.

„Bilden Sie sich nicht ein, als wenn Ihre ver„borgne Anstalten mit den Americanern Europa „betrögen. Die geheimsten Schliche der Höfe wer„den am Ende doch allemal entdeckt. Man verlangt „schon von Ihnen Rechenschaft über die Schritte „der Canadischen Völker; ob sie gleich gar keinen „Antheil daran zu nehmen scheinen. Man weis aber „in ganz Europa, daß die Wilden von Nord Ame„rica immer ohne eine ausdrücklich gefaßte Absicht „handeln, wenn man sie nicht anführt. Es ist kei„nem Menschen unbekannt, daß diese Maschinen „keinen eignen Willen haben; daß sie nichts sagen, „als was man sie sagen läßt, und daß sie auch nichts „thun, als was man sie thun läßt.

„Ihre Seemacht entsteht erst jetzt; kaum fängt „sie an, sich zu bilden; ein Krieg von zwey Jahren

„würde hinlänglich seyn, sie ganz zu zernichten. Ehe „man einen Krieg anfängt, hat man ein sicheres „Mittel, um zu erfahren, ob man denselben unter„nehmen soll, nämlich dieses, daß man die Nutzbar„keit der Eroberungen mit dem Nachtheil, der aus „den Niederlagen entstehen kann, abwägt.

„Wenn Sie die Engländer zur See schlagen, „(eine Sache, welche ganz und gar unwahrscheinlich „ist,) so erhalten Sie sich Nord-America, welches „Sie ohnedieß schon haben; wenn Sie aber von „Ihnen geschlagen werden, so verlieren Sie diesen „Theil von America, und vielleicht alle Ihre übrige „Colonien: denn eine Eroberung führt immer zu „einer andern.

„Die Engländer, welche beym Anfange des „Kriegs sich nur für Canada rüsten werden, werden „sich dieses ersten Siegs bedienen, um sich den Weg „zu andern zu bahnen, und der Hof von St. Ja„mes wird in der Folge einen Zerstörungs-Plan „entwerfen, an welchen es vielleicht jetzt nicht denkt.

„Frankreich befindet sich in dem nachtheiligen „Zustande, daß es gar keinen Bundsgenossen hat, „der ihm helfen könnte, den Verlust wieder zu erse„tzen, den es gegen die Engländer leiden dürfte. „Das Seewesen von Spanien ist in keiner bessern „Verfassung, als das französische: und die Hollän„der wünschen nur deswegen den Krieg zwischen den „Seemächten, um den Vortheil zu nutzen, den ihnen „die Neutralität verschafft. Es ist nicht unmög„lich, daß eine Landmacht, welche eine Schlacht ver„liert, ihre Niederlage nicht durch einen Sieg wie-

„der

„der ersetzen könnte; es braucht dazu nur einen er„fahrnern General, Kriegsvölker, welche im Kriege „geübter sind, oder günstigere Umstände. Allein die „Lage der See-Angelegenheiten von Frankreich ist „von der Art, daß eine Colonie, welche ihm entrissen „wird, auf immer verloren ist. Denn es erfolgt dar„aus die Zerstörung seiner Schiffe, welche sie allein „auf den Weg des Siegs zurück führen konnten.„

Dieser Aufsatz, welchen Staatskundige, denen ich ihn nachher gezeigt habe, wohl zusammenhängend gefunden haben, that diejenige Wirkung nicht, welche man von demselben hätte erwarten sollen. Ein andrer Aufsatz, welcher einige Zeit nachher eben demselben Minister übergeben wurde, stellte eben diese Angelegenheiten auf eine ganz andre Art vor.

Man sagt, daß die Mitglieder des englischen Parlaments, welche einander fast immer in ihren Meynungen zuwider sind, unaufhörlich mit einander streiten, und daß aus diesen Streitigkeiten ein Licht hervorkomme, welches die Köpfe aufklärt und sie geschickter macht, dem Vaterlande zu dienen. So aber geht es in Frankreich nicht, wo die verschiednen Meynungen eine gewisse Dunkelheit in dem Verstande ausbreiten, welche überall Unruhe und Verwirrung anrichtet.

„Die Angelegenheit von Canada, sagte dieser „Aufsatz, ist für die französische Monarchie zu wich„tig, als daß man sie in dem Zustande lassen sollte, „in welchem sie sich jetzt befindet. Alle Augenblicke, „die wir dabey verlieren, vermindern unsre Macht, „und vermehren die Macht unsrer Feinde. Man

„hätte

„hätte den Krieg fortsetzen sollen, wenn nicht unter„geordnete Ursachen die Regierung genöthigt hätten, „den Frieden zu schließen; jetzt aber, da diese Ursa„chen nicht mehr vorhanden sind, muß man die Waf„fen wieder ergreifen.

„Die Engländer werden niemals innerhalb der „Gränzen verbleiben, welche ihnen die Commissa„rien vorschreiben werden. Sie werden dieselben „durch kleine Gefechte und heimliche Schliche zu „überschreiten suchen: man muß ihnen daher zu„vorkommen, und ihren Plan gleich im Anfange „zerstören, sonst kommt man nicht mehr zur rechten „Zeit.

„Der Verlust von Canada würde für Frankreich „weit über alles, was sich die Staatskunst nur vor„stellen kann, wichtig seyn. England würde da„durch Herr zur See werden: denn es würden ihm „unzähliche Zweige der Handlung dargereicht wer„den, welche es ohne dem Besitz dieses vesten Landes „niemals hätte.

„Ob wir gleich keine große Seemacht haben; so „besitzen wir doch Schiffe genug. Es ist hier die „Frage nicht von Händeln zur See; sondern von „einem Landkriege. Es ist genug, wenn wir in „Canada Kriegsvölker ausschiffen: die Angelegen„heiten von America stehen in keiner Verbindung „mit den europäischen. Wenn in Deutschland Un„ruhen entstehen, so werden sie von einer ganz an„dern Ursache herkommen: und wenn sich der König „von Preußen wider Frankreich erklärt, so wird er „dabey besondre Absichten haben, welche sich auf un-

„sre

„ſre Colonien nicht beziehen werden; er würde ſich „alsdenn eben ſowohl gegen uns erklären, wenn wir „auch mit den Britten keine Zwiſtigkeit über Ca„nada hätten.

„Es würde dieſes nicht das erſtemal ſeyn, daß wir „mehrere Kriege zu gleicher Zeit zu führen hätten: „es iſt ſogar unmöglich, daß wir nur einen auf ein„mal zu beſtreiten haben ſollten. Unſre Vortheile „ſind ſo genau mit den übrigen europäiſchen Mäch„ten verbunden, daß, wenn wir die Waffen ergrei„fen, ſich noch fünf oder ſechs Fürſten erklären müſ„ſen.

„Die gegenwärtige Lage der Angelegenheiten in „Canada ſetzt uns in die Nothwendigkeit, den Krieg „wieder anzufangen: wir können durchaus nicht in „dem Zuſtande verbleiben, in welchem wir uns jetzt „befinden. Unſre jetzige Staatskunſt muß dieſes „zur vornehmſten Abſicht haben, daß wir die Vor„theile wieder erlangen, um welche uns die Englän„der gebracht haben.

„Ob man gleich der engliſchen Seemacht eine „große Ueberlegenheit zuſchreibt; ſo iſt ſie doch ih„res Glücks nicht immer ſo verſichert, als man ſagt. „Die Vortheile des Kriegs hängen von einer Menge „Begebenheiten ab, welche man nicht vorherſehen „kann. Oft leidet man eben zu derſelben Zeit, da „man Siege zu erlangen glaubt, Niederlagen.

„England hat ſeit dem Frieden noch nicht Zeit „gehabt, ſeine Flotten zu vermehren. Seine See„macht befindet ſich jetzt in eben demſelben Zuſtande, „in welchem ſie am Ende des Kriegs war. Vor

„dem

„dem Aachner Friedensschluß vertheidigten wir uns „zur See: wir können solches noch thun; wenn „wir aber länger warten, so wird es nicht mehr Zeit „dazu seyn: denn die Ueberlegenheit dieser Seemacht, „welche sich täglich vermehrt, wird die unsrige in ein „so geringes Verhältniß gegen dieselbe bringen, daß „wir uns nicht mehr unterstehen werden, auf der „See vor ihnen zu erscheinen, und daß wir alsdenn „genöthigt seyn werden, ihnen das nördliche Ame„rica zu überlassen.

„Wenn wir den Krieg jetzt sogleich wieder an„fangen, so können wir die Engländer aus Canada „verjagen, anstatt daß sie uns daraus vertreiben „werden, wenn wir den Frieden fortsetzen. Es ist „nicht mehr Zeit, die Sache zu verzögern: man muß „sich entweder entschließen, England diesen Theil „von America zu überlassen; oder wir müssen uns „in den Stand setzen, ihm denselben streitig machen „zu können.

„Die Wilden sind unsre Bundsgenossen; diese „Nationen können die Engländer nicht vertragen; „man muß daher eilen, sich dieser günstigen Gesin„nung zu bedienen, welche sie gegen uns haben. „Diese Völker, welche keine bleibenden Gesetze ha„ben, sind von Natur veränderlich. Die Wilden in „Canada lieben den Krieg, und verachten diejenigen „Nationen, welche in Frieden leben. Zwanzig Jahr „Ruhe werden ihnen eine schlechte Meynung von „den Franzosen beybringen. Sie werden sie hin„gegen hochschätzen, und sich mehr als jemals mit „ihnen verbinden, wenn sie dieselben mit den Waf-

„fen

„sen in der Hand gegen eine Nation sehen, welche sie „nicht lieben, u. s. w.„

Diese Aufsätze änderten nichts an dem allgemeinen System: man fuhr von beyden Theilen fort, sich zu verstellen, und sich das Ansehen zu geben, als wenn man den Frieden wollte. England arbeitete an der Vermehrung seiner Seemacht, und Frankreich gab Befehle nach Brest und Rochefort, Schiffe zu bauen.

Je mehr man Mittel ersann, dem Unglück des Staats abzuhelfen, desto wenigere Quellen fand man, woraus die dazu nöthige Hülfe geschöpft werden könnte. Das Volk konnte nicht anders, als durch die Abschaffung der Steuern eine Erleichterung erhalten: und gleichwohl konnte man die gegenwärtigen Bedürfnisse nicht anders bestreiten, als wenn man neue Auflagen machte. Die Verwirrung herrschte in allen Theilen der Staatsverwaltung, und der König sagte oft zu mir: ich weis gar nicht, wo ich anfangen soll.

Die Aufmunterung des Ackerbaues, die Vollkommenheit der Künste, die Vermehrung der Handlung, und die Bezahlung der Schulden der Nation boten entfernte Güter dar; allein das Volk brauchte einen gegenwärtigen Beystand. Um den König von den öffentlichen Geschäfften etwas abzubringen, welche seine Leibesbeschaffenheit sehr angriffen, setzte ich denselben neue Ergötzlichkeiten entgegen. Das Allerlebhafteste, was die Einbildungskraft nur hervorbringen kann, um die Sinne zu vergnügen, wurde zu Versailles angewandt. Unterdessen erfand ich

doch

doch nicht alle Lustbarkeiten selbst, welche ich für den Monarchen anstellte. Ich hatte zu Paris Leute von Geschmack, welche mir die ersten Materialien dazu verschafften, an welche ich nur die letzte Hand legte.

Ohngeachtet der Sorgfalt, welche ich anwandte, den Hof aus jenem traurigen Zustande zu ziehen, in den ihn die Verwirrung der öffentlichen Angelegenheiten versetzte; merkte ich doch, daß der König nicht aufgeräumt genug sey. Sein Ansehn war düsterer und tiefsinniger als gewöhnlich; dieser neue betrübte Auftritt erschreckte mich; ich fragte den Monarchen um die Ursache davon; er antwortete mir auf eine unbestimmte Art, er fühle gar keine Veränderung bey sich, und er sey immer noch in meiner Gesellschaft höchst vergnügt. Allein es war nur gar zu gewiß, daß er sich verändert hatte.

Da meine Feinde durch alle Triebfedern der Staatskunst den König nicht hatten bewegen können, mich vom Hofe zu entfernen, so bedienten sie sich Gründe, die von der Religion hergenommen waren. Der Beichtvater dieses Monarchen wurde an die Spitze dieses geheimen Verständnisses gesetzt. Dieses war ein Jesuit, welcher nichts weiter, als Sittenlehre gebrauchen konnte: und diese erlangt selten bey einem Könige die Oberhand über das Vergnügen. Allein er ersann ein Mittel, welches den König rührte.

Dieser ehrwürdige Pater ließ von einem der geschicktesten Maler zu Paris ein Gemälde verfertigen, welches die Strafen der Hölle vorstellte. Ver-

schiedne gekrönte Häupter schienen in derselben schmerzhafte Martern auszustehen. Die Verzerrungen des Gesichts und die Krümmungen des Leibes waren an diesen unglücklichen Fürsten mit einer Kunst und Stärke ausgedrückt, welche machte, daß man darüber erzitterte. Er zeigte dieses höllische Meisterstück Ludwig dem XV. Der König besah es einige Zeit, indem er zugleich die Stirne runzelte; hierauf aber verlangte er die Erklärung dieses Gemäldes. Das war es eben, worauf der Jesuit wartete. „Sire, sagte er zu ihm, der Prinz, wel„chen Sie dort sehen, der die ewigen Strafen aus„steht, war ein ehrgeiziger Monarch, welcher sein „Volk dem eiteln Vergnügen, sich zu vergrößern, „aufopferte. Jener, welcher ihm zur Seiten ist, und „von den Teufeln an Ketten gehalten wird, war ein „geiziger Monarch, welcher in seine Schatzkammer „Reichthümer sammlete, welche ihm und seinen Un„terthanen unnütz wurden. Dieser dritte, welcher „in Banden liegt, war ein sorgloser Fürst, der sich „um nichts bekümmerte, und der, anstatt daß er „selbst regiert hätte, sich durch seine Staatsbedien„ten regieren ließ, welche den Staat durch ihre Un„geschicklichkeit zu Grunde richteten. Dieser vierte, „welcher mehr aussteht, als die übrigen, weil sein „Verbrechen größer ist, war ein wollüstiger König, „welcher öffentlich an seinem Hofe eine Beyschläfe„rinn unterhielt, und durch dieses ärgerliche Bey„spiel Gelegenheit gab, daß in seinem Königreiche „eine Menge unerlaubter Liebesverständnisse aufka„men, u. s. w.„

Diese Allegorie war grob genug, und eines Mönchs würdig, welcher in Ermangelung andrer Mittel, um seinen Endzweck in dieser Welt zu erreichen, die Dinge aus dem künftigen Leben dazu gebraucht. Ludwig XV. welcher die Absicht dieses Gemäldes einsah, jagte den Sittenlehrer fort; allein der Eindruck blieb doch bey ihm zurück.

Es war dieses nicht zum erstenmale, daß die Geistlichen ihr Amt und die Gütigkeit des Königs mißbrauchten. Ein Prälat hatte ihn schon vorher zu Metz, da er krank lag, Kirchenbuße thun lassen.

Ich bemühte mich aufs neue, diesen Fürsten aus diesem neuen schmachtenden Zustande zu ziehen: und es gelung mir auch; allein eine häusliche Angelegenheit stürzte ihn abermals in Traurigkeit.

Der Dauphin hatte sein zwey und zwanzigstes Jahr erreicht: und dieses Alter ist in Frankreich für die Söhne der Könige dasjenige, in welchem man ihnen die Angelegenheiten der Krone vertrauet. Dieser Prinz hatte sich sonst immer den Befehlen des Königs, seines Vaters, blindlings unterworfen; seit einiger Zeit aber hatte er sich einen Anhang gemacht. Die meisten von denenjenigen, welche denselben ausmachten, waren meine Feinde: sie machten lächerliche Abschilderungen von mir, und zogen auch den König mit hinein. Ludwig XV. wußte dieses: und das brachte eben die widrigen Gedanken hervor, welche ihn traurig machten. Nachdem er mir von seiner Stellung Nachricht ertheilt hatte, sagte er zu mir: „Was würden Sie thun, Madame, wenn „Sie an meiner Stelle wären?„ „Sire, ant-

„wortete

„wortete ich ihm, ich würde Se. königl. Hoheit den „Dauphin zu allen Berathschlagungen ziehen, und „ihm alle Ehrenbezeigungen erweisen lassen, welche „seinem Range und seiner Geburt zugehören.„ „Sehr wohl, sagte der König; ich will Ihrem Ra„the folgen.„ Wenige Tage darauf wurde der Dauphin wirklich zu den großen Staats-Berathschlagungen gezogen.

Der Herr von Machault, welcher damals über das Finanzwesen gesetzt war, gab sich alle mögliche Mühe, um dasselbe wieder herzustellen: denn man drang auf allen Seiten in ihn. Herr Rouillee verlangte starke Geldsummen von ihm, um eine Seemacht aufzurichten. Diejenigen, welche die öffentlichen Zinsen bezahlen sollten, liefen ihm vom Morgen bis auf den Abend nach, um das nöthige Geld dazu zu haben: und diejenigen, welche im letzten Kriege Vorschuß gethan hatten, verließen sein Zimmer gar nicht. Er sagte eines Tages zu dem Könige in meiner Gegenwart: „Sire, ich weis gar „nicht, wie ich es anfangen soll, um Dero Verspre„chungen mit Ehren zu erfüllen. Alle Welt ver„langt Geld von mir, und niemand will mir Credit „geben.„

Der Marschall von Belleisle, gegen welchen sich der gedachte General-Controlleur oft beklagte, sagte zu ihm: „Mein Herr, ich weis nur Ein Mittel, „welches für Sie übrig ist, nämlich, den Staat Ban„queroute machen zu lassen. Wenn eine Maschine „in Unordnung gerathen ist, so ist kein andres Hülfs-

„mittel vorhanden, als daß man ihre Bewegung „aufhalte, um sie von neuem zusammen zu setzen.„

Man folgte diesem Rathe nicht; die Finanz-Maschine wurde nicht von neuem zusammengesetzt, und dieser Theil der Staatsverwaltung verblieb in seiner ersten Unordnung. Ich habe irgendwo unter meinen Papieren ein Projekt zu einer richtigen Schluß-Rechnung, in welchem der Verfasser, welcher vor einen sehr geschickten Mann in der Staatswirthschaft gehalten wurde, behauptete, daß, wenn man eine unveränderliche Ordnung in den Finanzen einführen wolle, der Staat alle fünf und zwanzig Jahre sich erklären müsse, daß er nicht bezahlen könne, und daß alsdenn die Gläubiger desselben eben sowohl einen Vergleich eingehen müßten, als mit einer Privatperson, welche nicht im Stande ist, ihre Schulden zu bezahlen.

„Frankreich, sagte dieser Aufsatz, will zwar nicht „Banqueroute machen; allein das Mittel, das es „gebraucht, um sich davor zu verwahren, ist noch be„schwerlicher. Denn was thut der König, wenn er „mit Schulden überladen ist? Er legt, um dieselben „bezahlen zu können, unterdrückende Auflagen auf „seine Unterthanen; ein Hülfsmittel, welches schlim„mer ist, als das Unglück selbst, weil die Hebung der „Steuern die Auflage immer verdoppelt. Er nimmt „auf der einen Seite mit Gewalt, um auf der an„dern freywillig zu bezahlen. Die Banqueroute des „Staats würde nur eine gewisse Anzahl von Unter„thanen zu Grunde richten; anstatt daß eine solche „Bezahlung der Schulden jedermann arm macht.„

Ich

„ Ich bin mit der ganzen Verfassung der Staats-Einkünfte nicht bekannt genug, um entscheiden zu können, ob ein wirthschaftlicher König, welcher den Ueberfluß in seinem Staate ausbreiten will, damit den Anfang machen müsse, daß er das Vertrauen seiner Unterthanen verliere. Man muß von dergleichen Aufsätzen immer viel abziehen. Ein Mann von großen Gaben hat mir oft gesagt, daß, wenn man alle schöne Projekte ausführen wollte, welche dahin zielen, Frankreich zum reichsten Staate von Europa zu machen, dieses Reich vielleicht das ärmste in der Welt werden würde.

Die ausnehmende Gunst, mit welcher mich Ludwig XV. immer fort beehrte, zog viele Leute in mein Zimmer. Ich hatte daselbst alle Morgen eine zahlreiche Aufwartung: einige Große kamen dahin, um dem Könige zu gefallen; der größte Haufen aber erschien daselbst, um Gnadenbezeigungen zu erhalten. Ich hatte diese letztern daran gewöhnt, mir schriftliche Aufsätze zu übergeben: denn sonst hätte ich mich an so verschiedne Gegenstände nicht erinnern können. Diejenigen, welche vom Hofe entfernt leben, können sich unmöglich die Anzahl der Classen von Anhaltenden, welche es in Frankreich giebt, vorstellen, und von wie viel Gnadenbezeigungen und Gunsterweisungen der Thron der glückliche Austheiler seyn könne.

Ich habe in einer urkundlichen Handschrift gelesen, daß Ludwig XIV. denenjenigen von seinen Unterthanen, welche etwas vom Hofe zu begehren hatten, erlaubt habe, sich gerade an ihn zu wenden,

Wenn diese Einrichtung unter der gegenwärtigen Regierung statt gefunden hätte, so würde Ludwig der XV. während seines ganzen Lebens nichts andres gethan, als Audienzen gegeben haben. Allein ich ließ mir diese Aufsätze vorlesen, und sprach sodann mit dem Könige davon.

Außer den Anhaltenden gab es auch Klagende, und die Menge von diesen war ordentlich größer, als von jenen.

In einem Königreiche von so weitem Umfange als Frankreich ist, ist es schwer, alle Mißbräuche zu verhüten: es giebt darunter nothwendige, welche aus der Ordnung selbst entstehen. Aber eine Klage, welche man bey mir vorbrachte, machte, daß ich einen Mißbrauch bemerkte, welcher mir der Aufmerksamkeit des Fürsten werth zu seyn schien. Dieses war die Vergessenheit, welche man immer gegen die Kinder solcher Kriegsbedienten bezeigt hatte, die im Dienste des Vaterlandes starben.

Es geschah oft, daß ein General, welcher nicht von adelicher Herkunft war, der aber durch seinen Muth die Vorrechte des Throns und des Adels befestigt hatte, selbst Kinder hinterließ, welche im bürgerlichen Stande blieben. Diese wurden nach dem Verlauf einiger Zeit unter das gemeine Volk vermengt: und auf diese Art verlor man die Spuren von denjenigen Familien, welche dem Staate die größten Dienste geleistet hatten. Die vortrefflichen Thaten starben mit dem Helden: seine Nachkommenschaft genoß davon keinen Antheil, und sein Ruhm wurde mit ihm in eben demselben Grabe zur

Erde

Erde gebracht. Ich sprach hievon mit dem Könige: und einige Zeit darauf ließen Ihro Majestät eine Verordnung ausgehen, durch welche die Kriegsbedienten und ihre Nachkommen geadelt wurden. Die verschiednen Grade dieses Adels wurden in der Verordnung nach den verschiednen Officiers-Stellen bestimmt.

Niemand muthmaßte in dem Königreiche, daß ich an dieser Berathschlagung einen Antheil hätte: wenn man also nach meinem Tode meine Papiere nicht durchsucht, so wird es der Nachwelt immer unbekannt bleiben, daß ich Ludwig XV. bewogen habe, diese Einrichtung zu treffen.

Die Hofleute zu Versailles legten sich immerfort auf geheime Ränke. Diejenigen, welche ihr Glück durch meine Vermittelung nicht vergrößern konnten, suchten mir zu schaden. Sie bedienten sich oft unanständiger Reden, und fast immer der Verläumdung. Es waren mehrere verborgne Verständnisse errichtet worden: und aus denselben entstanden gewisse unerlaubte Bestrebungen, welche durch das Mißvergnügen, das sie bey den vornehmsten Staatsbedienten verursachten, auf die Krone selbst einen Einfluß hatten.

Der Kanzler d'Aguesseau führte sein hohes Alter als eine Ursache an, warum er seine Bedienung niederlegen müsse. Er entschlug sich der öffentlichen Geschäffte unter dem Vorwande, er sey nicht mehr im Stande, die Last derselben zu ertragen. Ein Hofmann, welcher zugegen war, als der König die Abdankung des Kanzlers annahm, sagte zu ihm:

„Sire, ohne Zweifel muß der Herr von Aguesseau „über ein Jahrhundert alt seyn: denn man ist im „hundertsten Jahre noch jung genug, um Kanzler „von Frankreich zu seyn.„

Viele andre Personen, welche ansehnliche Bedienungen hatten, dankten ab. Sie gaben zur Ursache an, daß sie an einem Hofe, wo die Gunst eines Frauenzimmers alles entschiede, nicht leben könnten; allein diese philosophische Denkungsart kam zu spät. Erst alsdenn, nachdem sie versucht hatten, sich auf den höchsten Gipfel des Glücks zu erheben, ergriffen sie den Entschluß, sich vom Hofe zu entfernen; einige unter ihnen setzten sogar mitten aus ihrer freywilligen Verbannung gewisse Triebfedern in Bewegung, um den Schauplatz wieder zu besteigen, den sie eben verlassen hatten.

Der Herr von Machault wurde damals Kanzler. Man hat sich oft über diesen Umlauf der Bedienungen beklagt, davon ein Theil eine Verwaltung erfodert, welche der Ausübung der übrigen schnurstracks entgegen gesetzt ist. Allein man muß dieses dem Ehrgeize zuschreiben. Die untergeordneten Bedienungen in Frankreich sind nur ein Weg, um zu den ehrenvollen und einträglichen Aemtern zu gelangen. So oft eine große Stelle erledigt war, war mein Zimmer mit Bewerbern um dieselbe angefüllt. Diese Leute, welche bereits Einkommen genug hatten, um leben zu können, suchten nur Mittel, wie sie mit Hülfe einer ansehnlichen Bedienung ein gewisses Aufsehen in der Welt machen könnten.

Die

Die zusammenhängende Reihe von Ergötzlichkeiten, welche ich zu Versailles errichtet hatte, um den König aus jener Schlafsucht herauszureißen, in welche ihn seine angebohrne Gemüthsart stürzte, entzog den öffentlichen Geschäfften keine Zeit. Ludwig XV. arbeitete sechs Stunden: er beschäfftigte sich des Morgens mit der auswärtigen und innern Staatsverwaltung des Königreichs.

Der Tod des Marschalls Grafen von Sachsen störte einigermaaßen die Vergnügungen des Hofs. Ich erinnere mich, daß ein verständiger Mann, welcher sich in dem Augenblicke, als man die Nachricht von diesem Tode erhielt, in meinem Zimmer befand, zu mir sagte: „Madame, nun werden wir bald „Krieg haben: denn der König von Preußen fürch„tete unter allen Feldherren des Königs von Frank„reich keinen, als den Marschall von Sachsen.„

Die häufigen Unterredungen, welche Ludwig XV. mit diesem Helden gehalten hat, hatten mir Gelegenheit gegeben, seinen Charakter genau zu untersuchen. Man findet ein Vergnügen daran, große Männer kennen zu lernen: die Seele von diesem war von einer ganz besondern Art. Alle seine Handlungen im gemeinen Leben zeigten nur einen ordentlichen Menschen an: er war nur an dem Tage einer Schlacht groß: alsdenn änderte seine Seele, wenn ich mich so ausdrücken darf, ihren Charakter: sie wurde groß, edel und großmüthig: eine neue Klarheit, welche seinen Geist einnahm, machte, daß er alles gleich mit dem ersten Blicke sah. Seine Einbildungskraft hatte dabey nichts zu thun: die kriegerischen Gaben,

welche ihn alsdenn in Bewegung setzten, ergänzten alles; aber nach der Schlacht verlor sich diese schöne Seele wieder in ihr kriechendes Nichts: und es blieb nichts Großes an ihm übrig, als das Gerüchte von seinen Thaten.

Im gemeinen Leben trieb er die niedrige Aufführung bis zur Schwelgerey: er war ohne allem Geschmack an jener zärtlichen Liebe, welche die edeln Seelen von den gemeinen unterscheidet, und er kannte kein andres Vergnügen in der Gesellschaft der Frauenspersonen, als die üppige Wollust. Man entdeckte an ihm niemals solche verliebte Leidenschaften, welche eines Helden würdig gewesen wären: er führte ein Serrail mit sich herum, das aus Millen zusammengesetzt war. Alle seine Geliebten waren Frauenspersonen, die sich öffentlich Preiß gegeben hatten. Während daß er Europa durch seine Siege beunruhigte; setzte eine Comödiantinn, Namens Favart, sein Herz durch ihre Liebeshändel in Bewegung.

Diejenigen, welche ihn oft gesprochen haben, sagten, er besitze gar keine Wissenschaft. Er verstand nichts als den Krieg, welchen er inne hatte, ohne ihn jemals gelernt zu haben. Man behauptete einige Zeit darauf, daß dieser Tod alle Staatsverbindungen von Europa verändert habe, und daß der König von Preußen in der That niemals den Krieg wieder angefangen haben würde, wenn der Graf Moritz länger gelebt hätte. Es ist gewiß, daß ein einziger Mann die Gestalt unsrer politischen Welt verändern kann.

Ich

Ich habe in den urkundlichen Nachrichten von der Regierung Ludwigs XIV. erstaunliche Staatsveränderungen gelesen, welche durch den Einfluß eines einzigen Menschen gestiftet worden sind. Der Graf von Sachsen hatte sein ganzes Leben hindurch mit einem unermüdeten Eifer daran gearbeitet, sich Ruhe zu erwerben; allein er hat ihrer niemals genossen. Kaum war er auf jenen Gipfel von Größe gelangt, auf welchen ihn seine Gaben zum Kriege erhoben hatten, als ihn der Tod in das Grab stürzte. Der König hatte ihm ein königliches Schloß geschenkt, um ihn für die Dienste zu belohnen, welche er dem Staate geleistet hatte. Er besaß große Einkünfte, und hatte alle Würden erlangt, mit denen ein Sterblicher nur bekleidet seyn kann.

Dieser Feldherr starb mit einem unwidersprechlichen Ruhme. Seine Feinde selbst gestanden, daß er vorzügliche Gaben zum Kriege habe. Aber wenn sein Geist viel für Frankreich gethan hat, so hat gewiß Frankreich noch mehr für ihn gethan: man ließ ihn niemals am geringsten Mangel leiden. Die Hof-Banquiers zu Paris verschafften ihm immer alles Nothwendige im Ueberfluß. Er fochte auch mit zahlreichen Heeren in einem Lande, welches fast immer der Schauplatz von Frankreichs Eroberungen, und von dem Ruhme des französischen Namens gewesen ist. Der Graf Moritz führte die besten Kriegsvölker des Königs an, welche vor Begierde brannten, sich durch Siege hervorzuthun. Ich habe einen geschickten Mann, welcher ein Kenner des Kriegswesens ist, sagen gehört, daß ein Held durch alle

alle Fußsteige des Kriegsstandes gehen müsse, welche zum Ruhm führen. Allein Frankreich hat Moritzen nur Einen Weg gebahnt: man ließ ihn niemals eine von jenen Proben ausstehen, welche, indem sie einen Befehlshaber nöthigen, alle Mittel sich zu helfen, aus seinem Geiste zu nehmen, auf eine entscheidende Art beweisen, daß er ein Feldherr sey.

Ich habe in den handschriftlichen Nachrichten über die Minderjährigkeit Ludwigs XIV. gelesen, daß die Feinde des großen Condee die Königinn-Mutter bewogen haben, ihn nach Catalonien zu schicken, um die Gränzen des Reichs zu vertheidigen, wozu man ihm nur schlechte Kriegsvölker und in geringer Anzahl gegeben hatte: welches eben machte, daß ihm seine Absichten fehlschlugen. Condee, welcher wußte, was seine Feinde gegen ihn im Sinne hatten, schrieb folgendergestalt an seinen Freund Gourville: „Man hat mich hieher geschickt, um „die Götter und die Menschen anzugreifen, und man „hat mir nur Gespenster mitgegeben, um gegen jene „zu fechten. Ich werde unglücklich seyn: denn man „hat mir alle Mittel benommen, um zu siegen.„ Gleichwohl hielt dieser Held, ohngeachtet ihm die Anzahl und die Himmelsgegend zuwider war, Spaniens Anfälle ab.

Der Tod des Marschalls von Sachsen verursachte in dem Kopfe der Hofleute, welche Kriegsbediente waren, eine gewaltsame Veränderung. Diejenigen, welche sich bis dahin hinter seinem Verdienste verborgen gehalten hatten, zeigten sich nunmehro.

Alle

Alle verlangten die Stelle dieses Helden einzunehmen, und keiner darunter war derselben fähig.

Bey der ersten Nachricht, welche man zu Versailles von dem Tode des Grafen Moritz bekam, sagte der König: Ich habe nun weiter keinen General; es sind mir nur noch einige Obersten übrig. Der Graf von Löwendahl lebte zwar noch; allein man behauptet, daß die Gaben dieser zween Männer dazu gemacht gewesen sind, um beysammen zu seyn, und daß die heroischen Tugenden des letztern ihren Glanz von den vorzüglichen Eigenschaften des erstern hernähmen. Ein gewisser Hofmann sagte hierüber: „Löwendahl wird weiter nichts Gutes „im Kriege verrichten: denn sein Rathgeber ist „todt.„

Während daß man sich zu Versailles mit diesem Vorfalle beschäfftigte, meldete der päbstliche Nuncius Ludwig dem XV. daß der König von Preußen die freye Uebung der römisch-catholischen Religion zu Berlin verstattet habe, und daß es den Mönchen erlaubt seyn sollte, sich daselbst in dem Kleide ihrer Orden niederzulassen. Ein gewisser Hofmann sagte darauf zu dem Könige: „Sire, die„ser Fürst fängt an, ein wenig von allem haben zu „wollen; ehemals hatte er nur Soldaten; jetzt hat „er auch Mönche.„ Ein andrer Hofmann, welcher zugegen war, sagte weiter: „Weil dieser Monarch „anfängt, einen Geschmack an den Mönchskutten zu „finden: so rathe ich Ew. Maj. ihm mit allen Je„suiten in Frankreich eine Verehrung zu machen.„ Ein dritter setzte noch hinzu, „man müsse diesen Ar-

„tikel

„tikel für den ersten Friedensschluß aufbehalten: „man könne alsdenn sechs Jesuiten gegen einen „Soldaten vertauschen.„ Unterdessen suchten die systematischen Köpfe in dieser Einrichtung eine besondre Staatskunst. Wenn man einmal von einem Prinzen glaubt, daß er nichts ohne Absichten vornehme: so giebt man allen seinen Schritten besondre Auslegungen. Man hat gesagt, der König von Preußen habe sich hiedurch den römischen Hof günstig machen wollen, welcher, ob er gleich ohnmächtig ist, doch durch seine geheimen Ränke, unter der Regierung schwacher und abergläubischer Fürsten, viel vermag. Einige hingegen haben diese Anstalt als einen neuen Entwurf zu einer Bevölkerung angesehen, welche durch die Wanderung der Einwohner der katholischen Länder befördert werden könnte; allein die Mönche und Priester von dieser Religion bevölkern einen Staat nicht, ꝛc.

Was mich anbelangt, so habe ich diese Anstalt nur dem heftigen Triebe zugeschrieben, den alle jetzige Fürsten empfinden, neue Einrichtungen zu machen. Wenn man die Verfassung der preußischen Regierung untersucht, welche unumschränkt monarchisch ist: so wird man finden, daß sich die Mehrheit der Religionen für dieselbe nicht schickt: wenigstens hat mir ein sehr geschickter Mann gesagt, die ungehinderte Ausübung verschiedner Religionen könne nicht wohl anders, als in einem freyen Staate beysammen stehen.

Der König war seit einiger Zeit aufgeräumter, als gewöhnlich: nach so vielen bedenklichen Umstän-

den und Ermüdungen erholte er sich wieder ein wenig. Er hatte Muße genug, um mich oft zu besuchen, und so oft als er wollte, auf die Jagd zu gehen. Niemals hat ein Fürst diese Leibesübung so sehr geliebt. Da er sich derselben mit einer gewissen Leidenschaft bediente, so ermüdete er sich dabey ohne alle Maaße. Ich stellte ihm einmal vor, daß er dieses Vergnügen in eine Plage verwandele, und daß es ihm dienlich seyn würde, sich dabey zu mäßigen; daß die Ausschweifung in allen Dingen schädlich sey; allein er antwortete mir: „die Ausschweifung im Jagen trage vielmehr zu seiner Gesundheit vieles bey. Es ist die neue Naturkunde, welche diese Vorschrift eingeführt hat. Die Hofärzte, die von nichts, als vom Schütteln und Bewegen reden, bringen die Könige dahin, daß sie die Hälfte ihres Lebens zu Pferde zubringen.„

Aber eine große Befriedigung, welche der Monarch empfand, (im Jahr 1750) bestand darinne, daß er seinen Unterthanen eine Erleichterung verschafft hatte. Er hatte ihnen drey Millionen an Steuern nachgelassen; er hatte auch eben den hundertsten Pfennig abgeschafft, ingleichen die Sols, welche von jedem Livre auf diese Auflage gehoben wurden. Dieses war zwar kein großes Gut; allein es kündigte wenigstens das Ende eines großen Uebels an.

Ludwig XV. befohl zu gleicher Zeit, daß die Beschaffenheit der öffentlichen Taxen untersucht werden sollte. Man fand unter allen Auflagen die Steuer vor die beschwerlichste, weil sie nicht dem Verhältnisse der wirklichen Güter folgte. Man erhob

hob immer die alte Taxe, ohne auf die Erschöpfung und Verschlimmerung zu sehen, welche die Ländereyen erlitten hatten. Mancher Flecken, manches Dorf, welches ehemals im Stande gewesen war, große Summen zu bezahlen, konnte dieses nicht mehr thun: gleichwohl forderte man von denselben noch immer einerley Gefälle ein.

Die Regierung berathschlagte, wie die Steuer abgeschafft, und an die Stelle derselben eine Taxe gesetzt werden könnte, welche auf eine mehr geometrische Vertheilung gegründet wäre. Dieses war ein altes Projekt, welches man oft vorgeschlagen, und immer wieder verworfen hatte. Man untersuchte es von neuem, und man fand nach vielen Betrachtungen, es sey besser, daß man die Sachen in ihrem gegenwärtigen Zustande ließe, weil sonst zu befürchten sey, man möchte zu einem noch schlimmern Ungemach Gelegenheit geben. Man behauptet, daß es in der bürgerlichen Regierung Mißbräuche gebe, deren Verbesserung ein größeres Uebel verursachen würde, als der Mißbrauch selbst ist. Dieses war die Meynung der Staatsbedienten und des Königs; aber nicht die meinige: denn ich habe stets geglaubt, daß das Uebel kein Gutes hervorbringen könne. Wir stellten oft mit einander kleine Untersuchungen über die Staatsverwaltung an. Ludwig XV. hat, wie ich solches schon im Anfange dieser Nachrichten gesagt habe, viel Verstand, und vornehmlich eine durchdringende Einsicht, welche geschwind und leicht begreift.

„Madame,

„Madame, sagte er einmal zu mir, Sie sehen „den allgemeinen Staats-Körper als eine besondre „Familie an, anstatt daß man denselben als eine „allgemeine Gesellschaft betrachten muß, welche aus „verschiednen großen Gesellschaften zusammengesetzt „ist, deren Vereinigung den politischen Staat aus„macht. Bey dieser unendlichen Menge von Ge„genständen, welche von Leuten regiert werden, die „einander ganz entgegen gesetzte Absichten und Vor„theile haben, sorgt der allgemeine Staats-Körper „durch eben diejenigen Dinge für seine Erhaltung, „welche ihn zu zerstören scheinen. In einer beson„dern Familie giebt es nur einen einzigen Plan der „Verwaltung. Es ist genug, wenn man an eine „kleine Anzahl Mißbräuche Hand anlegt, und die „Verbesserung derselben stellt die Ordnung der Ei„nigkeit wieder her, welche die Vollkommenheit die„ser Gesellschaft ausmacht; allein in dem allgemei„nen Staats-Körper muß man das Gute beständig „durch das Böse im Gleichgewichte erhalten: und in „diesem Gleichgewichte besteht die allgemeine Ord„nung des Staats.„

„Wenn sich dieses so befindet, Sire, sagte ich, „woher kommt es denn, daß diejenigen Staaten, in „welchen man die meisten Mißbräuche verbessert „hat, auch am besten regiert werden. Die Mosco„witen waren sonst dasjenige Volk in Europa, wel„ches am wenigsten gute Gesetze und Einrichtungen „hatte, und mithin das unglücklichste Volk. Peter „der Große erschien: er verbesserte die Mißbräu„che, und mitten aus dieser Verbesserung sah man

„eine mächtige Nation, ein reiches und glückliches „Volk herkommen.

„Der Brandenburgische Staat hatte sonst weder „Stärke noch Macht. Der allgemeine europäische „Staats-Körper wußte gar nicht, daß derselbe in „der Welt vorhanden sey. Eine Menge Mißbräuche, „welche die Fürsten desselben entweder nicht hatten „verbessern wollen, oder nicht gekonnt hätten, hatte „den Staat schwach und schmachtend gemacht. Ei„ner dieser Fürsten hat zu unsern Zeiten darinne die „Ordnung und die Kriegszucht wieder hergestellt; „er hat die Mißbräuche verbessert: und diese Ver„besserung hat gemacht, daß er die erste Rolle auf „dem Schauplatze von Europa gespielt hat.

„Man sagt, England habe so lange nichts vor„gestellt, bis sein Parlament die Macht des Staats „zu bilden angefangen hat. Dieses hat seitdem im„mer an der Verfassung desselben ausgebessert, und „eine Menge Mißbräuche aufgehoben, welche diesen „Staat seit mehrern Jahrhunderten in einem sehr „unbedeutenden Zustande zurück hielten. In den „Bills (vorgeschlagnen Gesetzen) des Parlaments „findet man heut zu Tage den zusammenhängenden „Entwurf von der Größe dieses Staats.

„Frankreich, Sire, giebt uns hievon ein einhei„misches Beyspiel an die Hand. **Ludwig** XIII. „ein schwacher Fürst, welcher sich sein ganzes Leben „hindurch von seinen Staatsbedienten regieren ließ, „legte an gar keinen Mißbrauch die Hand, und ließ „den Staat so wie er ihn gefunden hatte, d. i. mit „Unordnung und Verwirrung angefüllt. Dero Ur-

„Großvater

„Großvater aber veränderte alles, und machte durch „die Verbesserung, welche er in allen Theilen der „Staatsverwaltung einführte, daß dieses Volk sich „unter einem ganz neuen Charakter zeigte.

„Frankreich hat in den ersten Jahren der Re„gierung Ludwigs des XIV. einen Zeitraum von „Größe erreicht, zu dem die Römer in Italien nie„mals gelangt sind.„

Bey dieser Stelle lächelte der König, und sagte auf eine sehr verbindliche Art zu mir: „Ich gestehe „Ihnen, Madame, ich hätte nicht geglaubt, daß Sie „in diesen Materien so geübt wären. Ich bin un„gemein vergnügt darüber, daß Sie mit den An„nehmlichkeiten Ihres Geistes auch Kenntnisse ver„binden, welche dazu dienen, die Urtheilskraft zu „bilden. Man irrt sich in Ansehung dieser Mate„rien oft, fuhr der König auf eine höfliche Art fort, „und man vermischt dabey fast immer die Größe „der Fürsten mit der Glückseligkeit der Völker. Ein „großer Herr kann manche Verbesserungen in seinen „Staaten vornehmen, ohne dadurch etwas zur „Glückseligkeit seiner Unterthanen beyzutragen: „Die Veränderung, welche er dadurch stiftet, geht „nur ihn an.

„Peter der Große, welcher beträchtliche Ver„änderungen in Rußland vornahm, machte dadurch „die Russen nicht glücklicher. Diese große Umkeh„rung betraf nur den politischen Staat. Der Mon„arch wurde groß; allein das Volk blieb noch im„mer klein. Denn um dasselbe aus dem kriechenden „Zustande herauszuziehen, in welchem es sich befand,

„hatte er eine Menge bürgerlicher Mißbräuche und
„Fehler verbessern sollen, welche nach ihm übrig ge-
„blieben, und noch vorhanden sind. Die heutigen
„Russen sind, so wie sie es vor Peters Regierung
„waren, schlechte Sklaven, voll Unwissenheit und
„Aberglauben. Es ist wahr, daß dieses Reich, wel-
„ches ehemals ohne Soldaten war, jetzt ein Kriegs-
„heer hat; allein diese zufällige Macht hängt von
„dem Ausschlag von zwo oder drey Schlachten ab.

„Preußen, welches so viele Verbesserungen vor-
„genommen hat, ist deswegen nicht glücklicher.
„Mitten unter den Siegen verschmachten die Ein-
„wohner dieses Staats unter der kriegerischen Last,
„welche sie niederdrückt. Die Macht desselben hängt
„von dem Daseyn eines einzigen Mannes ab.
„Wenn Friedrich todt ist, so giebt es daselbst kei-
„nen vesten Staats-Körper mehr.

„Es ist noch eine große Frage, sagte der König
„weiter, ob die heutigen Engländer mächtiger und
„glücklicher sind, als sie es vor so vielen Bänden
„von Parlaments-Akten gewesen sind, welche zur
„Verbesserung ihrer Verfassung gemacht worden
„sind. Die Nation selbst ist darüber nicht einig.
„Es giebt eine Parthey in England, welche behauptet,
„die Regierungsform sey ganz zu Grunde gerichtet,
„der Staat stecke über sein Vermögen in Schulden,
„und habe nicht so viel, als er für sich selbst brauche.
„Es ist mir unterdessen glaublich, daß England seine
„Kräfte vermehrt habe; allein man muß dieses mehr
„der Sorglosigkeit der andern Mächte, als seinen
„eignen Verbesserungen zuschreiben: Denn diese

„wür-

„würden keine große Wirkung gethan haben, wenn „die Staaten, welche England umgeben, seinem „Beyspiele gefolgt wären.

„Was das einheimische Exempel meiner Krone „betrifft, so habe ich oft gewünscht, daß Frankreich „bey dem Anfange meiner Regierung sich in eben „derselben Lage befunden hätte, in welcher sie Lud„wig XIII gelassen hatte. Sein Nachfolger rich„tete das Reich durch seine vielen Verbesserungen „und großen Anstalten zu Grunde: es werden viele „Jahrhunderte dazu nöthig seyn, um es wieder in „den vorigen Stand zu bringen.„

Unsre politischen Untersuchungen waren stets mit Höflichkeit vermischt: es ist niemals aus Ludwigs XV. Munde ein Wort gekommen, das einige Bitterkeit angezeigt hätte, ꝛc.

England kundschaftete damals beständig das französische Seewesen aus, und verlor dasselbe gar nicht aus dem Gesichte. Die Staatseinkünfte und die Sorgfalt des Ministerii wurden dazu angewandt, die Seemacht zu verstärken. Herr Rouillee verlor keine Zeit: er ließ immerfort Schiffe bauen.

Frankreich und England lebten zwar im Frieden mit einander; allein diese beyden Mächte handelten gegen einander mit eben einem solchen Mißtrauen, als wenn sie im Kriege begriffen gewesen wären. Die französische Regierung war genöthigt, große Geldsummen zu gebrauchen, und die Franzosen, welche sich sonst über alles beklagen, murrten doch hierüber nicht; so sehr empfand man die Nothwen-

digkeit einer Seemacht, welche der großbritannischen die Spitze bieten könnte.

Unterdessen fuhren alle Staatsbedienten fort, sich gegen mich zu erklären. Diejenigen, deren ich mich bey dem Könige angenommen hatte, um ihnen ihre Bedienung zu verschaffen, waren die ersten, welche mich vom Hofe zu entfernen suchten. Ich habe mich seit meinem Aufenthalte zu Versailles über diese Bosheit, welche in dem menschlichen Herzen gleichsam in einem Punkt vereinigt ist, beklagt. Kaum hat man einen Menschen auf den Gipfel der Größe gesetzt, so sucht er schon die Hand zu verwunden, welche ihn dahin erhoben hat. Es ist meine Absicht nicht, an diesem Orte aller Händel zu gedenken, welche man gegen mich erregte. Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle alberne Scherze, Briefe und Liederchen, die man, um mich in der Welt lächerlich zu machen verfertigt hatte, umständlich anführen wollte. Man gab mir zu rechter Zeit von den Reden Nachricht, welche über mich geführt wurden; was ich alsdenn gegen ihre Urheber vornahm, bestand darinne, daß ich mich gegen einige derselben verstellte, andern hingegen drohte, mich über sie beym Könige zu beklagen. Dem ohngeachtet fuhren sie insgesammt fort, mich zu schmähen. Ich hätte tausendmal den Hof verlassen, wenn ich nicht befürchtet hätte, die Angewohnheit, in welcher sich der König so lange befand, mit mir umzugehen, möchte sein Leben angreifen.

Der Graf von Argenson, welcher über die Kriegs-Kanzley gesetzt war, liebte mich nicht, und er führte

führte zur Ursache davon an, daß ich alle Kriegs-Bedienungen vergäbe, so daß er nicht einen Lieutenant unter der Infanterie machen könne. Diese Beschuldigung war desto ungegründeter, da ich mein Ansehen bey dem Könige für niemanden anwandte, als bis ich vorher darum diesen Minister um Rath gefragt hatte. Seine Feindschaft gegen mich entstand aus der Gunst, deren ich genoß; er hätte gewünscht, daß der König meiner überdrüßig geworden wäre, damit er allein mein ganzes Ansehen bey demselben behauptet hätte.

Die Zeit des Friedens ist den großen Anstalten im Staate günstig. Man schlug dem Könige im Jahre 1751 vor, eine Kriegs-Schule zu errichten, in welcher der französische Adel den Krieg erlernen könnte. „Die Monarchie, sagte man, ist mit Edel„leuten angefüllt, welche nicht im Stande sind, sich „gehörig unterrichten zu lassen, und welche deswe„gen ihr Leben in dem Müßiggange der Provinzen „zubringen, anstatt daß sie es zum Dienste des „Staats anwenden sollten.„

Die Stiftung dieser Kriegs-Schule kam darauf an, daß fünf hundert Edelleute eine gemeinschaftliche Wohnung bekommen, und in derselben erzogen werden sollten. Als mir der König den Entwurf dazu zeigte, fragte er, was ich hievon dächte?

„Sire, antwortete ich ihm, ich finde diesen Plan „vortrefflich. Ich wünschte nur, daß er von einem „größern Umfange wäre. Die französische Monar„chie, welche viele Kriege zu führen hat, wird in die„ser Schule nicht Kriegsbedienten genug finden.

„Der Marschall von Sachsen hat mir gesagt, es „gebe deren ordentlich zwanzig tausend in einem „Kriegsheere, das aus zweymal hundert und funf„zig tausend Mann besteht. Die Kriegsschule aber „wird nur den vierzigsten Theil von Officiers schaf„fen, welche die Nation braucht. Eine so kleine „Anstalt verdient nicht unter die großen Dinge ge„rechnet zu werden.„

Ein gewisser Hofmann sagte, nachdem er die Einrichtung dieser regelmäßigen Kriegsschule gelesen hatte, es würden aus diesem streitbaren Kloster sehr gute kriegerische Mönche hervorkommen.

Der nachtheiligste Umstand, den kluge Leute dabey fanden, war der ungeheure Aufwand, welchen diese Einrichtung der Krone zu einer Zeit kostete, da man bereits alle Hülfsmittel des Staats erschöpft hatte, um die außerordentlichen Bedürfnisse des Kriegs bestreiten zu können. Es war freylich wohl nicht der königliche Schatz, welcher die Kosten davon tragen sollte; allein man mag bey dergleichen Gelegenheiten die Geldsummen aus einer Quelle nehmen, aus welcher man will, so fallen sie dem Staate allemal zur Last, weil sie die Unterthanen arm machen helfen.

Man sagte damals, daß Frankreich mehr einer Schule des Seewesens, als einer Kriegsschule benöthigt sey, weil der König hundert Land-Officiers gegen einen See-Officier im Staate finden könne; und daß der französische Adel eine besondre Lust dazu verspüre, Kriegsheere anzuführen; hingegen aber eine

Abneigung gegen die Flotten habe. Doch diese Anstalt war einmal beschlossen.

Der Friede regierte unter den europäischen Mächten, als die Religions-Streitigkeiten die innerliche Ruhe von Frankreich zu stören anfiengen.

Es kamen wieder zwo Parteyen auf, welche seit vierzig Jahren die Oberhand über einander zu gewinnen suchten. Ich verstand nichts von ihren Händeln, und ließ mir daher die Ursache davon erklären. Wenn diese Nachrichten jemals ans Licht treten, so bitte ich den Leser, mir die Langeweile zu verzeihen, die ich ihm hier verursachen werde. Dieser Vorbericht würde niemals in meine Jahrbücher gekommen seyn, wenn die Sache nicht zugleich den König betroffen hätte. Allein Ludwig XV. nahm viel Antheil daran, und dieses allein ist für mich hinlänglich, um diese Streitigkeit etwas umständlich zu erzählen.

Es kam in Spanien ein Mensch, Namens Molina, auf die Welt, welcher im Vertrauen auf seine Wissenschaft es sich einfallen ließ, zu bestimmen, wie Gott auf die Menschen wirke, und wie die Menschen Gott widerstehen. Die Päbste, welche alles wissen, und ihre Entscheidung über alles geben, hatten doch bis dahin die geheimen Triebfedern dieses Verhältnisses zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe nicht gewußt. Molina mußte dazu viele barbarische Wörter, scholastische Ausdrücke, Distinctionen und Abtheilungen erdenken.

Um bey dieser Streitigkeit mit einiger Ordnung fortzuschreiten, und sich theologisch zu zanken, unter-

schied er die zuvorkommende Gnade von der mitwirkenden. Mit der einen Art Gnade vermochte man alles; mit der andern aber konnte man fast gar nichts. Da aber noch nicht hinlänglich war, um eine Sache verständlich zu machen, welche er selbst nicht verstand: so erfand er die Scientiam mediam, und den Congruismum.

Ihm zu folge hielte Gott im Himmel einen Staatsrath, vor welchen alle Menschen auf der Welt gefordert würden; in demselben untersuchte er sie einen nach dem andern, wie sie handeln würden, wenn sie seine Gnade erhalten hätten; und nach dem freyen Gebrauche, welchen sie, wie er sah, davon machen würden, entschloß er sich selbst, ihnen entweder eine Stelle in dem Himmel zu geben, oder sie in die Hölle zu stürzen.

Zum Unglück für die christliche Welt war dieser *Molina* ein Jesuit, mithin von einem Orden, den die übrigen Mönche nicht liebten. Daher kam es, daß die Dominikaner vornehmlich, welche seine Feinde waren, sich wider den Congruismum erklärten.

Da dieser Auftritt in Spanien vorfiel: so untersuchte die Inquisition den Streit. Wenn sie den *Molina* und einige Dominikaner hätte verbrennen lassen: so wäre die Sache damit zu Ende gewesen, und dieses Gericht würde zum erstenmal der Christenheit einen großen Dienst geleistet haben. Man processirte zu Rom über den Concursum concomitantem und die Gratiam concomitantem. Je mehr man disputirte, desto weniger verstand man einan-

der.

der. Ein gewisser Mönch bot seine Vermittelung an; allein der Mittler war noch dunkler, als Molina und die Dominikaner.

Die Schwierigkeit bestand nicht darinne, diesem Streite ein Ende zu machen, sondern zu wissen, worüber man stritte. Die beyden Parteyen verstanden einander nicht, und mittlerweile vertieften sie sich durch das liberum arbitrium, die scientiam mediam, das complementum virtutis actiuae, und dgl. m. immer mehr und mehr in die Finsterniß.

Der Streit nahm endlich ein Ende, weil es keine Zänker mehr gab: denn zu gewissen Zeiten opfern die Mönche alles dem Müßiggange auf. Man war so lange ruhig, bis ein gewisser Cornelius Jansenius erschien, welcher den Zank erneuerte. Dieser erfand nichts; sondern disputirte eigentlich nur hinter einem großen Buche, welches ein andrer Mann, Namens Bajus gemacht hatte *). Die Jesuiten verlangten von dem Pabste, daß er den Jansenius verurtheilen möchte, und da sie gute Sachwalter zu Rom hatten, so erhielten sie solches auch; aber sie gewannen ihren Proceß nicht in ganz Europa. Die hohen Schulen, die Parlaments, und sonderlich die Frauenspersonen, welche gar nichts davon verstanden,

*) Diese beyden Perioden sind folgendergestalt zu verbessern: „Jansenius erneuerte zwar diesen „Zank nicht; aber er gab dazu durch ein großes „Werk Gelegenheit, das erst nach seinem Tode er„schien, und eben dasselbe System enthielt, welches „Bajus im 16ten Jahrhunderte vorgetragen hatte.„

[Der Uebersetzer.]

den, nahmen auf gerathewohl die Partey des Jansenius.

Man schrieb von beyden Seiten Bücher: der Congruismus bestritt in großen Werken die praedestinationem in völliger Schlachtordnung; allein der Krieg blieb immer unentschieden, weil beyde Parteyen, welche mächtig geworden waren, sich nur um die Ehre des Siegs schlugen.

Bis dahin hatte es fast nur einzelne Privatpersonen gegeben, welche sich mit den Waffen der Prädestination herumzankten; allein die Universitäten mischten sich endlich darein, und darauf wurde eine allgemeine Angelegenheit daraus. Es war gar die Rede nicht mehr von einem Vergleiche, weil es in dem Staate keine so mächtige große Gesellschaft mehr gab, welche die beyden Parteyen hätte nöthigen können, ihre Vermittelung anzunehmen.

Unterdessen entwarfen die molinistischen Bischöfe ein Formular, um die fünf Sätze des Jansenius zu verdammen, welche doch, nach der Meynung seiner Anhänger, lauter Sätze des heil. Augustins waren. Viele Mönchsklöster unterzeichneten dieses Formular; allein die Nonnen, welche nichts zu thun haben, und welche sich begierig einer jeden Gelegenheit bedienen, durch welche sie an der Welt wieder einen Antheil nehmen können, weigerten sich, es zu unterschreiben. Insonderheit thaten sich die Nonnen von Port-Royal durch ihre Hartnäckigkeit hervor.

Ich wundre mich darüber nicht, daß sie das Formular nicht haben unterschreiben wollen; allein das

das befremdet mich, daß man ihnen den Antrag gethan hat, zu unterschreiben. Das hieß, ihnen bey dieser Sache ein beträchtliches Ansehen geben, das sie bey derselben nicht haben sollten. Man that noch mehr: sie wurden aus dem Kloster weggeführt, und in andre Klöster zerstreuet; anstatt, daß man sie immer in eben demselben Kloster gelassen hätte.

Die Päbste warfen auch von Zeit zu Zeit mit neuen Formularen um sich herum: und dieses machte die Streitigkeit immer wichtiger. Wenn sie recht hätten handeln wollen, so hätten sie dieselbe gehen lassen, wie sie wollte: und Molina sowohl als Jansenius wären dadurch in die Vergessenheit gefallen. Allein der römische Hof hat sich einmal in den Kopf gesetzt, daß er unumschränkt regieren will.

Jedoch mitten unter diesem Kriege entstand ein Stillstand. Clemens IX. welcher gesunden Verstand besaß, setzte die Artikel des Vergleichs auf, ließ sie von den Jansenisten unterschreiben, und darauf war der Friede geschlossen. Allein, wenn es auf die Religion ankommt, ergreift man leicht die Waffen wieder.

Man sagt, daß ein Pater des Oratorii, Namens Quesnel, diesmal die Canone der Uneinigkeit losgebrannt habe. Er schrieb ein Buch, welches ganz Europa lobte, und das hierauf in Frankreich getadelt wurde. Es war nicht leicht zu sagen, wo die Fehler in diesem Buche steckten; allein damals brachte es die Mode mit sich, Ränke und Parteyen in Religions-Sachen zu stiften. Unterdessen triumphirte die molinistische Partey: denn sie fand bey dem

dem Könige Eingang. Der Beichtvater Ludwigs XV. war ein Jesuit, der bey Hofe und in der Stadt geheime Händel erregte, und welcher nicht vergaß, die Jansenisten zu verfolgen, welche sich ihrerseits dadurch rächten, daß sie wider die Loyoliten schrieben. Solchergestalt gieng der Krieg immer fort, ob es gleich eine herrschende Partey gab.

Bis dahin hatte es keine Manifeste zwischen den Molinisten und Jansenisten gegeben, und die beyden Parteyen hatten ohne Kriegserklärung die Waffen ergriffen. Ludwig XIV. ließ von Rom eine Bille kommen, welche ein Feuer anzündete, das seitdem nicht wieder gelöscht worden ist. Der Pabst, die Bischöfe, der König, die Mönchs-Orden, das Volk, die Privatpersonen, alle Welt mit einem Worte, nahm an dieser Zänkerey Antheil, und jedermann machte ein heimliches Verständniß wider einen andern.

Man war insonderheit wider den P. Le Tellier, welcher das Gewissen des Königs regierte, äußerst aufgebracht. Dieses war ein hitziger und ehrgeiziger Mann, welcher sich wegen einiger persönlichen Beleidigungen rächen wollte, die er von den Jansenisten erlitten hatte; und um diese seine Absicht zu erreichen, setzte er eben so sehr das Gewissen des Königs als das Königreich in eine unruhige Bewegung.

Ludwig XIV. war gegen das Ende seines Lebens schwach und unschlüssig geworden. Die Furcht vor dem Teufel erfüllte ihn mit einem tödtlichen Schrecken; der unbarmherzige Jesuit hatte ihn überredet, die Sache der Molinisten sey zugleich die

Sache

Sache Gottes. Er wollte besonders den Cardinal von Noailles angreifen, und er unterstand sich, seinem bußfertigen Könige vorzuschlagen, denselben in gerichtlicher Form abzusetzen. Der Tod dieses Fürsten brachte einen Stillstand bey diesen Händeln zuwege, welche man die Constitution nannte *).

Der Regent, Herzog von Orleans, welcher weder die Päbste noch die Bischöfe liebte, und die Bullen verachtete, setzte, um der Molinisten und der Jansenisten los zu werden, einen Rath nieder, in welchem ihre Angelegenheiten, abgesondert von den übrigen Geschäfften der Monarchie, abgehandelt werden sollten. Er wollte ihnen dadurch das beträchtliche Ansehen benehmen, welches sie vorher zu wichtigen Leuten gemacht hatte; aber diese weise Vorsicht wurde unnütz: denn diese Leute wollten beständig im Staate etwas Großes vorstellen. Sie appellirten von diesem Rathe an ein National-Concilium: das hieß, das Joch der Regierung abschütteln, um eine andre zu errichten, welche von derselben unabhängig seyn möchte. Der Regent verbannte und verwies Priester und Bischöfe; allein dieses Hülfsmittel verschlimmerte nur das Uebel, weil es die Hartnäckigkeit beyder Parteyen vermehrte. Die Jansenisten und die Molinisten errichteten damals zwo Rotten, welche man durch die Namen der **Annehmenden** und **Verwerfenden** in Ansehung der Bulle (acceptans

*) Richtiger: Man nannte dieses die Händel über die Constitution oder päbstliche Bulle Unigenitus. [Der Uebersetzer.]

ptans et refusans) von einander unterschied. Jene nannten diese Ketzer, und diese nannten die Annehmenden Schismatiker.

Die Wuth beyder Theile über die kräftige Gnade (gratia efficax) zu streiten, wollte eben weit heftiger werden, als sie jemals gewesen war, als der Regent den Aktien-Handel einführte. Darauf that der Geiz dasjenige, was weder der Pabst noch der König hatten thun können; man dachte nun weiter auf nichts, als Geld zu gewinnen. Die Namen der Jansenisten und Molinisten wurden beynahe vergessen. Die Verachtung und Spötterey, welche der Herzog von Orleans auf diese Streitigkeit warf, trug vielleicht am meisten zu dieser Vergessenheit bey: er gieng mit derselben wie mit einer Kleinigkeit um, anstatt daß **Ludwig** XIV. sie als eine Staats-Sache abgehandelt hatte.

Die Kriege, welche unter der Regierung **Ludwigs** XV. erfolgten, brachten die Jansenisten und Molinisten vollends in Vergessenheit; nicht, als wenn es nicht von Zeit zu Zeit einige Scharmützel über die Vorherbestimmung gegeben hätte; allein da es keine allgemeine Zwistigkeit war, so gab man darauf nicht viel Achtung.

Unterdessen war doch der Streit noch nicht ganz ausgelöscht; es war ein Feuer, das unter der Asche verborgen lag. Im Jahr 1750 begiengen die Molinisten die ersten Feindseligkeiten. Sie verweigerten den Kranken der entgegen gesetzten Partey unter dem Vorwande die Sacramente, daß sie keine Beichtscheine vorweisen könnten.

Das

Das Parlament mengte sich darein: man bestrafte Priester, man verbannte Pfarrer: und dieses gab beyden Parteyen wieder ein beträchtliches Ansehen, um welches sie der Herzog von Orleans gebracht hat. Dieser Handel machte, daß man eine neue Untersuchung anstellte: man fragte nämlich, ob sich das Parlament in diese Sache mischen könne, und ob es ein Recht habe, diejenigen zu verbannen, welche, indem sie sich weigerten, die Sacramente zu reichen, weiter nichts thäten, als ihren Bischöfen zu gehorchen?

Die Jansenisten sagten, die Policey sey noch ein höheres Recht, als die Rechte der Kirche, weil es ohne jene weder Ordnung noch Abhängigkeit in einem Staate gebe; und sie setzen hinzu, die Reichung der Sacramente ist der erste Theil dieser Policey, ꝛc.

Die Molinisten antworteten darauf, daß sie im Geistlichen keine andre Oberherrschaft, als des Pabstes und der Bischöfe erkennten; das Parlament dürfe sich um nichts, als um den politischen Staat bekümmern, und das Himmelreich sey Lehrern, nicht aber Räthen, anvertrauet worden.

Unterdessen starben die Unterthanen immer ohne Communion: man bestrafte zwar die Pfarrer; allein das Uebel blieb beständig übrig. Diese Angelegenheit streute über das Leben Ludwigs XV. viel Verdruß. Die Könige aus dem Hause Bourbon sind gegen die Veränderungen, welche durch die Religion gestiftet worden, immer sehr empfindlich gewesen. Der Hof machte sich mehr wegen dieser Beicht-

scheine zu thun, als er jemals für das wichtigste Geschäffte von Europa gethan hatte. Man mußte die Priester öfters zwingen, und Soldaten gebrauchen, um sie zu nöthigen, daß sie die Sacramente reichten. Seit der Geburt Christi hatte man noch niemals zur Bayonette seine Zuflucht genommen, um die Communion reichen zu lassen. Dieses war in der That ein Aergerniß; das größte aber war dieses, daß man Unterthanen sah, welche in der Todesstunde die Communion begehrten, und welchen man sie versagte.

Der König sagte einmal zu mir: „Diese Leute „beunruhigen mich. Wenn dieses so fortgeht, so „werde ich mich genöthigt sehen, alle Pfarrer weg„zujagen und zu befehlen, daß die Pfarren durch die „Capuziner besorgt werden, als welche meinen Be„fehlen gänzlich unterworfen sind, u. s. w. „

Eine noch wichtigere Angelegenheit, als die Sache der Constitution, fieng im Jahre 1751 an, den Hof zu beschäfftigen. Es war die Frage von der Erwählung eines römischen Königs. Das Haus Oesterreich, welches immer auf seine Größe aufmerksam ist, sieht bey seinen Absichten bis aufs Künftige. Carl VI. hatte durch eine stolze Vorsicht die Fürsten von Europa dahin gebracht, daß sie noch nach seinem Tode Werkzeuge seines Ehrgeizes wurden. Maria Theresia wollte noch bey ihrem Leben durch diese Wahl ihrer Familie den Kaiser-Thron versichern.

Sie wollte einem Prinzen, welchen man als einen Lothringer betrachten konnte, den Titel des vermuthlichen Kron-Erben verschaffen: denn Carl VI. welcher ohne männliche Erben verstorben war, hatte das Haus Oesterreich geendigt. Die Reichsstände sahen in dieser Bemühung einen noch weit größern Despotismus, als der letzte Kayser ausgeübt hatte. Das deutsche Reich, welches ein Wahlreich ist, wurde nicht nur dadurch erblich; sondern es kam so gar in eine fremde Familie. Man beklagte sich darüber; das war es aber auch alles. Ohngefähr seit hundert Jahren können die kleinen deutschen Fürsten keine andre Rache gegen das Haus Oesterreich ausüben, als daß sie wider dasselbe murren.

Maria Theresia, welche sich wohl bewußt war, wie sehr sie denenjenigen, die sich ihren Absichten in Norden widersetzen konnten, an Stärke überlegen sey, wandte sich an die andern europäischen Höfe. Frankreich war einer der ersten, dem sie ihren Entwurf bekannt machte. Der König theilte mir die Gründe des österreichischen Abgesandten mit, welcher sie dem Hrn. von Puisieux eröffnet hatte; und dieser hatte sie hinwiederum zu Papiere gebracht. Sie sind wegen der Wendung, die ihnen der Ehrgeiz giebt, der Nachwelt würdig.

„Die noch frischen Unglücksfälle, sagte der ge„dachte Abgesandte, welche Europa nach dem Tode „Carls des VI. ausgestanden hat, weil derselbe den „kaiserlichen Thron erledigt hinterließ, müssen die „christlichen Fürsten bewegen, ähnliche Unglücksfälle

„zu verhüten. Der jetzt regierende Kaiser genießt „zwar einer vollkommnen Gesundheit, und wir mögen es zu vermuthen, daß ihm Gott ein langes Leben schenken werde; wenn es aber durch einen Zufall, dem die Menschen ausgesetzt sind, geschehen „sollte, daß er stürbe: so würde die Christenheit in „eben denselben Abgrund des Unglücks wieder gestürzt werden, in welchem sie sich nach dem Tode „des vorigen Kaisers befand. Es ist also allen „Mächten von Europa daran gelegen, den Krieg zu „verhüten. Diese Geißel, welche alles zu Grunde „richtet, versetzt die Völker in das äußerste Elend. „Die Erledigung des Kaiser-Throns hat Uebel gestiftet, welche noch nicht so bald aufhören werden: „was würde nicht erfolgen, wenn neue Abwechselungen zu den alten kämen.

„Man kann nicht Vorsicht genug gebrauchen, „um allen Uebeln zum voraus den Eingang zu verwehren, welche man nicht mehr würde verhüten „können, wenn sie erst eingebrochen wären.

„Die Wahl eines römischen Königs kommt den „Absichten der Fürsten zuvor, welche dabey etwas „auszuführen entschlossen seyn dürften. Wenn erst „die Krönung geschehen ist: so wird es weiter we„der geheime Verständnisse noch Ränke geben, um „das Oberhaupt des Reichs zu werden. Man wendet allerhand Bemühungen an, um den Besitz ei„nes Throns zu erlangen, so lange derselbe erledigt „ist; wenn er aber wieder besetzt worden, so denkt „man nicht mehr daran.

„Es

„Es ist wahr, daß der Erzherzog Joseph, wenn „der Kaiser jetzt sterben sollte, noch nicht das gehö„rige Alter erreicht hat, um seine Staaten regieren „zu können; allein die Uebel, welche mit einer Min„derjährigkeit verknüpft sind, können mit denjeni„gen nicht verglichen werden, welche Europa ausste„hen würde, wenn das deutsche Reich gar kein „Oberhaupt hätte.

„Die Königinn von Ungarn befürchtet eben „keine gewaltsame Veränderung, die ihre Erben ei„nes Throns berauben sollte, welcher das rechtmäs„sige Eigenthum ihrer Familie geworden ist. Sie „will nur durch Verhütung der Kriege das Blut „schonen, welches vergeblich würde vergossen werden.

„Europa hat nach dem Tode Carls VI. sein Un„vermögen gezeigt, einen Kaiser zu machen. Der „Churfürst von Bayern, welcher durch auswärtige „Heere auf diesen Thron gesetzt wurde, wankte be„ständig auf demselben. Er würde nothwendig die „Krone haben niederlegen müssen, wenn sie ihm der „Tod nicht geraubt hätte.„

Ich habe bemerkt, daß die Abgesandten fast immer das Völkerrecht der Fürsten vergessen, wenn von ihren persönlichen Vortheilen die Rede ist. Der Gesandte des wienerischen Hofs that Frankreich den Antrag, die Grundverfassung des deutschen Reichs dadurch umzustürzen, daß es dasselbe aus einem Wahlreich, welches es bisher war, zu einem Erbreiche machen sollte. Er vergaß, daß das Haus Bourbon, wie man mir gesagt hat, in dem westphälischen

Frieden die Gewährleistung der Freyheiten und Vorrechte des deutschen Reichs übernommen hat: und man erinnerte sich nicht, daß die Wahl eines römischen Königs von der Einwilligung der Churfürsten abhänge, welche sie dazu auf einem Wahltage, der ausdrücklich deswegen zusammen berufen würde, geben müßten.

Nachdem der König diesen Aufsatz gelesen hatte, fragte er den Hrn. von Puisieux, was er von dieser Angelegenheit dächte. „Sire, antwortete ihm der „Minister, wir müssen in alles einwilligen. Die „Staats-Geschäffte von Deutschland sind nicht mehr „der Mühe werth, daß sich der französische Hof der„selben annehme. Der König von Preußen ist jetzt „mächtig genug, um das Gleichgewicht im Norden „zu erhalten, und zu verhindern, daß das Haus Oe„sterreich nicht über das Ihrige zu herrschen an„fange. Unsre Rolle muß also jetzt nur darinne be„stehen, einen Zuschauer abzugeben.„

Der königliche Staats-Rath war nicht dieser Meynung zugethan; allein es geschah nicht zum erstenmale, daß ein einziger Mann besser dachte, als eine ganze Versammlung.

Der wienerische Hof wandte zu gleicher Zeit an allen andern Höfen von Europa geheime Bemühungen an, um sie zu dieser Wahl geneigt zu machen. Der großbritannische Hof stellte dem Marquis von Mirepoix vor, es sey für Frankreich vortheilhaft, die Wahl eines römischen Königs zu befördern. Vermuthlich sagte er dieses deswegen, weil solches

für

für ihn vortheilhaft war. Dieser Hof gieng in der Folge noch weiter. Georg II. sagte gar, die Wahl eines römischen Königs hänge von dem churfürstlichen Collegio nicht ab; das heißt, die Würde des vermuthlichen Reichs-Erben könne ohne eine Berathschlagung der Churfürsten ertheilt werden. Dadurch aber würde die Kaiser-Krone völlig erblich werden.

Ich erinnere mich, daß alle Aufsätze, welche um diese Zeit hierüber abgefaßt wurden, darinn übereinstimmten, daß der Erzherzog sehr jung sey; allein sie setzten hinzu, es sey immer noch besser, einen minderjährigen Kaiser, als einen erledigten Thron zu haben; das heißt, man kam überein, daß eine ordentliche Nachfolge vestgesetzt werden sollte.

Ein Staatskundiger an unserm Hofe, mit welchem ich von dieser Wahl sprach, sagte zu mir, daß es in dem westphälischen Friedensschlusse einen Artikel gebe, durch welchen diese Angelegenheit ausgemacht werde. Es wird darinne mit eben so vielen Worten gesagt, „man sollte nicht eher zu der Wahl „eines römischen Königs schreiten, als wenn sich der „regierende Kaiser außer dem Reiche befände, und „es seine Absicht wäre, lange Zeit oder auf beständig aus demselben abwesend zu seyn; oder wenn „ihm sein hohes Alter nicht mehr verstattete, die „Staatsverwaltung zu besorgen; oder wenn es nicht „einen sehr nothwendigen Fall gäbe, von welchem „die Wohlfahrt des deutschen Reichs abhienge.„ Allein die Friedensschlüsse werden niemals beobach-

tet, und man sprach von dem westphälischen damals eben so wenig, als wenn er niemals vorhanden gewesen wäre.

Nur der einzige König von Preußen nahm sich der Rechte des churfürstlichen Collegii an: und er hatte dazu seine besondern Ursachen. Die Wahl eines römischen Königs versicherte das deutsche Reich dem Hause Oesterreich, und viele Leute haben geglaubt, daß er selbst Absichten darauf gehabt habe. Ein Fürst, welcher im Kriege mächtig genug ist, um einen Ueberwinder vieler Nationen abzugeben, kann leicht allen Arten von Ehrgeiz Eingang bey sich verstatten.

Ich komme wieder nach Versailles zurück, von welchem Orte mich der Antrag wegen der Wahl eines römischen Königs entfernet hat. **Ludwig** XV. war damals, wie ich schon anderswo gesagt habe, mit Geschäfften weniger überladen, als vor dem Kriege. Der Krieg ließ ihm eine Muße übrig, welche mein Leben glückselig machte. Vorher hatten die Unruhen der Belagerungen und Schlachten ihn häufig aus seinem ordentlichen Sitze gezogen. Flandern hatte ihn mir öfters entrissen; allein der Aachner Friedensschluß gab ihn mir ganz wiederum zurück. Sein Vertrauen auf mich vermehrte sich täglich; er erzählte mir auch allen seinen Kummer; denn die Könige sind demselben sowohl wie Menschen, als wie Fürsten, ausgesetzt.

Ludwig XV. beklagte sich oft darüber, daß er keine Freunde hätte; er sagte zu mir, er habe tausendmal

sendmal gewünscht, eine bloße Privatperson zu seyn, um die Wirkungen einer freundschaftlichen Uebereinstimmung zu genießen, welche die Könige niemals empfinden. „Kaum habe ich, setzte er hinzu, einem „von meinen Unterthanen durch eine ansehnliche „Bedienung vor den andern einen Vorzug gegeben, „so sind hundert andre, aus Eifersucht über diese „Gunst gegen mich unwillig, ohne daß ich durch die„selbe die Zuneigung desjenigen, dem ich sie erwiesen „habe, hätte erlangen können. Hier beklagt sich ei„ner, daß ich nicht genug für ihn gethan hätte; dort „beklagen sich andre, ich hätte gar nichts für sie ge„than. Alle lieben die Gunstbezeigungen; keiner „aber liebt den König. Ich sehe um mich herum „nur feile Seelen, welche sich ganz dem Stolze und „einer pralenden Aufführung gleichsam käuflich über„lassen haben. Der Eigennutz ist die einzige Trieb„feder, welche sie in Handlung setzt. Sie würden „ganz unthätig seyn, wenn sie nicht eine Menge „Gnadenbezeigungen, welche vom Throne herab„fließen, in Bewegung brächte. Es ist noch eine „andre Unbequemlichkeit mit der Krone verbunden; „nämlich, daß es den Königen nicht leicht mög„lich ist, die rechtschaffenen Leute von denen, welche „es nicht sind, zu unterscheiden. Beyde sehen ein„ander so ähnlich, daß man sie fast beständig mit „einander vermengt: denn bey Hofe trägt das La„ster und die Tugend einerley Livrey. Ich sehe eine „Menge Leute um mich herum, welche ich im Ver„dacht habe, daß sie gar keine Ehre besitzen; allein „wenn ich sie bis auf den Grund untersuchen will,

„so hindert mich mein Rang durch den Schleyer zu „dringen, welcher sie bedeckt. Sie sind für mich „undurchdringlich; gleichwohl muß ich sie zum „Dienste des Staats gebrauchen: und daraus ent„stehen eben die öffentlichen Unglücksfälle, von wel„chen ich meiner Regierung und der Nachwelt Re„chenschaft geben muß.

„Wenn ich eine Wahl zu treffen habe, und ich „habe einen von meinen Unterthanen ausgesucht, so „scheinet es, als wenn sich ganz Frankreich mit ein„ander verstünde, um mich zu betrügen: man lobt „mir seine Gaben, seine Verdienste und seine Tu„genden. Ich finde keinen einzigen ehrlichen Mann „in dem Königreiche, der mir etwas von den Feh„lern desselben sagen sollte: denn man fürchtet sich, „demjenigen zu mißfallen, dem ich meine Gunst zu„gewandt habe: und dieser Furcht opfert man mich „und den Staat zugleich auf.

„Wenn ich hingegen einem Staatsbedienten oder „einem andern Großen, der eine wichtige Stelle be„kleidet, mein Vertrauen entziehe: so malt man „mir ihn als einen Menschen ohne alle Fähigkeit „und Gaben ab. Diejenigen, welche mir sonst sehr „viel Gutes von ihm gesagt haben, machen mir jetzt „ein abscheuliches Gemälde von ihm. Man giebt „mir jetzt ein Verzeichniß von seinen Fehlern, und „von den unehrlichen Mitteln, deren er sich bedienet „hat, da er noch sein Amt verwaltete. Der häß„liche Charakter, den man mir von ihm schildert,

„bringt mich dergestalt gegen ihn zum Unwillen, „daß ich alle Lust verliere, mich seiner jemals zu „bedienen, wenn auch seine Entfernung vom Hofe „und seine Ueberlegungen ihm in der Folge diejeni„gen Eigenschaften geben sollten, welche dem Staate „nützlich sind.

„Ein patriotischer König ist der unglücklichste „Mensch, den es unter der Sonne giebt. Er möchte „gern sein Volk glücklich machen, und er findet „überall Leute, welche ihn daran hindern. Die „Staatsbedienten sind die ersten, welche den Staat „zu Grunde richten: sie müßten gar zu viel Mühe „und Sorgen anwenden, um die Mißbräuche zu „verbessern; sie werden eher fertig, wenn sie die „Sachen in dem Zustande lassen, in welchem sie „sie finden. Mittlerweile werden die Unordnun„gen fortgepflanzt, und wenn ein Monarch, der seine „Unterthanen liebt, denselben abhelfen will, so fin„det er unüberwindliche Hindernisse dabey. Denn „die Angewohnheit an eine unglückliche und lange „Staatsverwaltung nimmt den Platz der Gesetze „und Gewohnheiten ein, u. s. w. „

Ein andermal drückte sich Ludwig XV. indem er über eben dieselbe Materie mit gleichem Vertrauen gegen mich redete, folgendergestalt aus: „Die Könige sind desto unglücklicher, weil ihnen „die Staatsbedienten meistentheils den wahren „Zustand der Sachen verbergen. Die Landesher„ren sind immer die letzten, welche von den Uebeln

„ihres

„ihres Staats Nachricht bekommen. Man be„fürchtet, eine solche Kenntniß möchte sie bewegen, „die Regierung ganz allein zu führen: und jeder„mann sucht doch, sie von den öffentlichen Geschäff„ten zu entfernen. Er ist bey den unendlich vielen „kleinen Angelegenheiten, in welche sich eine weit„läuftige Monarchie vertheilt, genöthigt, sich seinen „Staatsbedienten anzuvertrauen: und diese betrü„gen ihn fast immer. Bey dem letzten Kriege „fragte ich diejenigen, welche an der Staatsverwal„tung den größten Antheil hatten, um Rath, damit „ich erfahren möchte, ob wohl der Vortheil von „Siegen den unvermeidlichen Unglücksfällen der „Schlachten das Gleichgewicht halten könne. Sie „versicherten mir alle, daß der Ruhm, welchen meine „Kriegsheere erwerben würden, allein im Stande „wäre, die Monarchie in einen bessern Zustand zu „versetzen, und ihr ein Ansehen zu verschaffen, wel„ches desto gründlicher seyn würde, weil sie es nur „ihren eignen Kräften zu verdanken hätte.

„Nach dem Frieden habe ich gefunden, daß sie „mich hierinne betrogen haben: meine Unterthanen „sind unglücklich; der Krieg hat sie zu Boden ge„drückt; es sind sehr viele Jahre nöthig, um ihnen „wieder aufzuhelfen; und wenn neue Unruhen dazu „kommen, so wird ihnen niemals geholfen werden.„

Ich beklagte mich meiner Seits hinwiederum zuweilen. „Sire, sagte ich zu dem Könige, wenn „gleich mein Kummer von einer andern Art ist, als

„der

„der Ihrige; so fällt er mir doch eben so empfind„lich. Ich bin der Verfolgung von ganz Frank„reich ausgesetzt. Die königliche Familie hat ge„gen mich losgezogen; der Dauphin hat mir allen „Verdruß angethan, der in seiner Gewalt stand; „Ihre Minister haben mich als einen unglücks„vollen Felsen betrachtet, an welchem alle ihre Un„ternehmungen scheitern; ich habe mir die Verach„tung der vornehmsten Häuser von Frankreich bloß „deswegen zugezogen, weil Ew. Majestät mich „Dero Achtung würdig gehalten haben.

„Diese übel gesinnten Personen werfen mir die „Unordnung in den Staats-Einkünften vor: man „sollte fast sagen, die Regierung habe mir die Ver„waltung derselben aufgetragen. Viele Leute be„schuldigen mich, ich hätte alles Geld des König„reichs; sie schreiben mir die Schulden der Nation „zu, gleichsam als wenn ich sie selbst gemacht hätte. „Wenn ein Staatsbedienter seine Schuldigkeit ver„absäumt, so zieht man mich darüber sogleich zur „Verantwortung. Man erhebt ein Geschrey wi„der mich, wenn er zu seiner Stelle erhoben worden „ist; und wenn er in Ungnade gefallen ist, beklagt „man sich auch über mich.

„Der unglückliche Ausgang der politischen An„gelegenheiten wird mir zugerechnet; es hat wenig „gefehlt, daß man mich nicht beschuldigt hätte, als „hätte ich Dero Feinden den Krieg angekündigt. „Wenigstens hat man gesagt, ich hätte die Belage-

„rungen und Schlachten verhüten können; gleich„sam als wenn das Schicksal von Europa in mei„nen Händen wäre, und als wenn sich die europäischen „Höfe nach meinen Absichten richteten.

„Man hat mir die Fehler Ihrer Generale vor„geworfen; sie haben keine Schlacht verloren, und „keine Belagerung aufgehoben, daß man mir nicht „die Schuld davon beygelegt hätte. Selbst ihre „Uneinigkeiten und persönliche Händel unter einan„der sind mir zugerechnet worden.

„Das öffentliche Elend, welches die Folge von „einer schlechten Staatsverwaltung und von den „Unglücksfällen der Zeit ist, ist mir zugeschrieben „worden, gleich als wenn sie mein Werk wäre. Der „Pöbel von Paris hat mich ausgepfiffen; er hat „sich oft vorgenommen, meine Kutsche aufzuhalten, „und es hat wenig gefehlt, daß er nicht gewaltthä„tige Ausschweifungen gegen mich begangen hat, „welche man gegen diejenigen ausübt, deren schlechte „Verwaltung der Geschäffte den Umsturz des Staats „nach sich zieht.

„Aber, Sire, unter allen Arten meines Ver„drusses ist mir dieser der empfindlichste, daß ich nur „Undankbare gemacht habe. Ich habe bey Ew. „Maj. öfters etwas ungestüm für Leute angehalten, „welche kaum aus dem Nichts hervorgestiegen wa„ren, aus welchem ich sie gezogen hatte, als sie die „wohlthätige Hand vergaßen, welche sie erhoben

„hat.

„hat. Bis jetzt zähle ich ohngefähr dreytausend „Privatpersonen, deren Bestes ich befördert habe. „Das Glück hat sie durch meine Sorgfalt auf ei„nem neuen Schauplatze erscheinen lassen, auf wel„chen sie kaum gesetzt waren, als sie mich schon aus „dem Gesichte verloren haben.

„Unter dieser großen Anzahl von Personen habe „ich nicht einen einzigen gefunden, der, wie er es „hätte thun sollen, von Dankbarkeit gerührt gewe„sen wäre. Je größer ihre Erhöhung gewesen ist, „desto kleiner war ihre Dankbarkeit. Einige un„ter ihnen haben sogar heimliche Verständnisse ge„gen mich errichtet, und gesucht mich zu verderben. „Diejenigen, welche ich vor meine besten Freunde „hielt, und welche es wegen der wichtigen Dienste, „die ich ihnen geleistet hatte, auch hätten seyn sollen, „sind die ersten gewesen, welche mich betrogen ha„ben. Ich habe Verrätherevyen entdeckt, über wel„che ich gezittert habe. Seit meinem Aufenthalte „bey Hofe verabscheue ich das menschliche Geschlecht. „Diese vielfachen Arten von Verdruß haben mein „Leben so sehr verbittert, daß ich schon tausendmal „gestorben wäre, wenn die Gewogenheit, mit wel„cher Ew. Maj. mich beehren, mich nicht beym Le„ben erhielte, ꝛc.„

Der Tod des Prinzen von Wallis, des ältesten Sohns Georg II. welcher der vermuthliche Kron-Erbe von England war, (im Jahr 1751) machte zu Versailles einigen Eindruck. Man sagt, daß

dieser Prinz zwar keine von jenen Eigenschaften besessen habe, welche Aufsehen machen, und durch ihren Glanz einnehmen; allein diejenigen, welche ihn kannten, fanden an ihm gründlichere Tugenden: ein gutes, mitleidiges Herz; eine zarte, liebreiche Seele; ein ungezwungenes und zuvorkommendes Betragen; eine Neigung Gutes zu thun, und niemals einigen Trieb etwas Böses vorzunehmen. Dieses waren die Hauptzüge seines Charakters. Mit einem Worte, dieser Prinz war dazu eingerichtet, um ein Volk glücklich zu machen. Er hatte eine deutsche Prinzessinn geheyrathet, welche würdig war, den Thron mit ihm zu besteigen. Ich habe ihr Schicksal oft beklagt, ohne sie zu kennen. Zu gleicher Zeit einen geliebten Gemahl und eine große Krone zu verlieren, das sind Abwechselungen, welche eine erhabene Seele erfordern, um sie mit Standhaftigkeit zu ertragen.

Dieser Todesfall verursachte in den politischen Geschäfften einige Veränderung. Frankreich hatte sich auf den Fall, wenn dieser Prinz auf den Thron gelangte, glückliche Hoffnungen gemacht. Er lebte eben in keinem guten Verständnisse mit dem Könige Georg; der Sohn war öfters den Entwürfen des Vaters zuwider; sie kamen wenig zusammen, und sprachen selten mit einander. Man hoffte wegen dieser Denkungsart, daß ein Prinz welcher dem gegenwärtigen englischen Staats-System so sehr zuwider war, dem Hause Bourbon sich weniger entgegen setzen würde, als seine Vorfahren gethan hatten.

ten. Man glaubte, sich dabey besser zu befinden; vielleicht hätte man sich noch schlimmer dabey befunden. Die Söhne der Monarchen, welche zur Regierung kommen, lassen die Vorurtheile der Prinzen am Fuße des Throns, und nehmen diejenigen an, welche Königen eigen sind.

Man behauptet, Georg II. habe den Verlust seines Sohns nicht sonderlich beklagt. Er ließ sich, wie gewöhnlich, vor dem Hofe sehen, und ertheilte wenige Tage darauf den Abgesandten Gehör. Vielleicht war hiebey auf seiner Seite etwas von gezwungenem Wesen. Der Charakter dieses Fürsten bestand darinne, daß er sich mitten unter den unglücklichsten Begebenheiten standhaft und beständig bezeigte. Nur die übrige königliche Familie empfand hierüber eine wirkliche Betrübniß. Man beweinte ihn in seinem Palaste, und man hat mir gesagt, daß ihn viele Leute zu London noch beweinen.

Dieser Tod verursachte der Nation, welche ihn verlor, noch eine andre Unruhe. Die Kinder des Prinzen von Wallis waren sehr jung, und der König Georg war alt. Man fürchtete sich zum voraus vor den Unordnungen, welche bey einer Minderjährigkeit fast unvermeidlich sind. Um dieselben zu verhüten, wurde die verwittwete Prinzessinn von Wallis zur Vormünderinn von dem Nachfolger des Königs und zur Regentinn des Königreichs bis zur Mündigkeit ihres Sohns bestellt.

Allein es war ausgemacht, daß diese Prinzessinn, welche nach England gekommen war, um die Krone zu tragen, weder Königinn noch Regentinn werden sollte.

Die Angelegenheit der französischen Geistlichkeit, von welcher man geglaubt hatte, daß sie geendigt wäre, dauerte noch immer fort. Die Bischöfe und die Besitzer von großen Pfründen zankten sich mit dem Staate mitten aus den Provinzen, in welchen sie sich befanden. Sie hatten Lust, nach Paris zurückzukommen; allein sie wollten diese Zurückkunft durch keine gar zu große Summe erkaufen: sie handelten mit dem Könige so lange sie nur konnten; und dieser wollte seiner Seits auch nichts nachlassen. Sie bezogen sich stark auf ihre Freyheit von Auflagen, und gaben zur Ursache ihres Betragens an, sie hätten dem Pabste versprochen, ihre Rechte zu vertheidigen. Diese Zänkerey beunruhigte den Hof; und die Gesundheit des Königs litte darunter. Eben damals fiel es einem Bischof ein, mich zu besuchen, und mit mir von den Vorrechten der Geistlichkeit zu sprechen. Das hieß gewiß nicht, seine Zeit recht in Acht nehmen: denn da diese Angelegenheit den König übel aufgeräumt machte, so mußte ich gewiß dadurch auch verdrüßlich werden. Der gedachte Prälat machte ein weitläuftiges Gewäsche, um mir zu beweisen, daß die Kirche sich ihrer Reichthümer nicht entschlagen dürfe. Er gieng bis in die Zeiten des heil. Petrus zurück, und aus diesen

diesen kam er mitten durch die päbstlichen Bullen, welche den Geistlichen befehlen, dasjenige was sie haben, zu bewahren, unvermerkt in unsre Tage zurück. „Mein Herr Bischof, sagte ich zu ihm, in„dem ich ihm in die Rede fiel, ich verstehe nichts „von Ihren Vorrechten; allein ich weis, daß der Ge„horsam gegen den König die erste von Ihren Pflich„ten, so wie von den Pflichten der übrigen Unter„thanen ist. Vereinigen Sie damit Ihre Bullen „und Freyheiten, so wie es Ihnen beliebt. Eine „jede große Gesellschaft, welche sich den Befehlen „ihres Landesherrn entzieht, ist rebellisch, und muß, „als des Verbrechens der beleidigten Majestät „schuldig, bestraft werden.„

Es erschienen damals viele schlechte Bücher wider die Geistlichkeit, in welchen bewiesen werden sollte, daß die Sache des Königs gerecht sey. Unter so vielen Schriftstellern, welche bey dergleichen Gelegenheiten für den einen oder den andern Theil parteyisch sind, fand sich einer, welcher eine kleine Schrift unter der Aufschrift herausgab: Unparteyische Prüfung der Freyheit der Geistlichen von Auflagen. Seine Betrachtungen waren voll richtiger Beurtheilung. Dieses ist das einzige Buch, welches über diese Materie gelesen zu werden verdiente.

Endlich mußte man zu demjenigen Mittel schreiten, welches vorgeschlagen worden war, und welches

ich selbst dem Könige gerathen hatte; nämlich von allen Einkünften der Geistlichen Nachricht einzuziehen, um sie nach ihrem baaren Betrage zu taxiren. Diesem zu folge gab der Hof den Intendanten der Provinzen Befehl, alle Besitzer großer Pfründen zu nöthigen, daß sie die Beschaffenheit ihrer Einkünfte angeben sollten. Im Fall, daß sie sich dessen weigerten, war eine ziemlich harte Clausel hinzugesetzt worden: Denn der König befohl, daß sich die Intendanten der gedachten Einkünfte im Namen des Königs bemächtigen, und den Besitzern derselben nur ein zu ihrem Unterhalte nöthiges Jahrgeld lassen sollten. Durch diesen Umstand war man versichert, daß sie gehorchen würden: denn Leute, welche sich an das Ueberflüßige gewöhnt hatten, konnten nicht bloß vom Nothwendigen leben.

Die französische Geistlichkeit fieng bereits an, ihre hohe Sprache abzulegen, als das Parlament von Paris dieselbe wieder ergriff. Ich möchte beynahe sagen, daß es in dem Königreiche Frankreich immer etwas zu flicken gebe. Kaum hat der Monarch irgend eine schwache Seite seines Ansehens ausgebessert, so will schon eine andre Seite wieder einfallen.

Anstatt, daß das Parlament dem Willen des Königs gehorcht hätte, schickte es vielmehr nach seiner Gewohnheit, Abgeordnete an denselben, um ihm Vorstellungen zu thun. Es geschieht selten, daß es in

in diesen Anreden, welche die Ehrfurcht und Unterwürfigkeit beständig zu ihrem Texte nehmen, nicht einen Ausdruck geben sollte, welcher den republikanischen Geist verräth, der nach der Unabhängigkeit strebt; oft greifen sie sogar die Vorrechte der Krone an.

Der König war zwar von Natur unschlüssig; allein zu gewissen Zeiten besaß er doch eine Standhaftigkeit, welche allem widerstand. Er deutete den Abgeordneten an, es sey sein Wille, daß seine Verordnungen noch an eben demselben Tage bey Strafe des Ungehorsams, und unter einer sonst zu erwartenden nahen Strafe einregistrirt würden.

Das Parlament war eben versammelt, als seine Abgeordneten nach Paris zurückkamen: es war nun hiebey gar nicht weiter zu berathschlagen; daher trug es die Verordnungen in seine Register ein. Nach dieser Haudlung des Gehorsams, der man den Namen eines ehrerbietigen Nachgebens beylegte, schickte es zum zweytenmale Abgeordnete nach Versailles. Diejenigen, welche die große Kammer des Parlaments ernannt hatte, fiengen ihre Rede folgendergestalt an: „Sire, Ew. Majestät haben befohlen: „und Dero Parlament hat gehorcht.„

Ein gewisser Hofmann sagte, man hätte mit diesen Worten die ganze Rede beschließen sollen, und alles Uebrige in derselben sey unnütz.

Des Abends sprach der König von dieser Sache mit mir, und in der Freude, die er darüber empfand, die Oberhand über sein Parlament behalten zu haben, war er aufgeräumter, als gewöhnlich. Allein diese Freude hatte in meinen Augen keine gute Vorbedeutung. Eine Gesellschaft im Staate, deren flüchtige Unterwerfung ihren Landesherrn so sehr einnahm, daß er darüber freudige Empfindungen hatte, schien mir gefährlich zu seyn.

Ende des ersten Theils.



Verbesserungen.

Seite 6. Zeile 11. statt XV. lese man XIV.
— 7 — 22. statt dem Throne lese man den Thron.
— 104. — 30. statt versetzte l. versetzt.
— 126. — 12. vor dem Worte zierlichsten rücke man noch ein die.
— 131. — 27. statt habe l. hatte.
— 136. — 20. statt dieselbe l. dasselbe; Z. 21. statt betrübt l. begräbt.
— 148. — 9. statt worden l. werden.
— 171. — 22. ist das Wort zu auszulöschen.
— 175. — 11. und 17. sind die Zeichen „ „ wegzustreichen.
— 180. — 1. statt hatte l. hätte.
— 186. — 30. statt concomitantem l. cooperantem.
— 189. — 6. nach den Worten: daß man sie, setze man hinzu: dadurch gestraft hätte, wenn man sie.
— 193. — 5. statt hat l. hatte.

216